

Braunschweigische Heimat



Universitätsbibliothek

der

Technischen Universität

33 Braunschweig

Pockelsstraße 4

1977

63. Jahrgang · Heft 1 · Juni

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

235

Inhaltsverzeichnis

Die geschichtliche Entwicklung der Universität Helmstedt (Schluß).	
Von Rolf Volkmann, 3332 Grasleben	1
Das Salzwerk zu Barnstorf (Schluß).	
Von Hans Wiswe, Fümmler Straße 72, 3341 Wolfenbüttel	4
Berufsbildungsprobleme des Müllergewerbes i. d. Mitte des vergangenen Jahrhunderts.	
Von Joachim Dette, Fährmühle, 3341 Hedwigsburg	11
Hauptmerkmale der ostfälischen Volkstracht und deren Verbreitung im 18. Jahrhundert (I).	
Von Dr. Werner Flechsig, Hagenring 6, 3300 Braunschweig	11
Die letzten Reihher der Heimat.	
Von H. M. Humburg, Am Eikel 19, 3320 Salzgitter-Bad	18
Neue prähistorische Scherbenfunde in Roklum.	
Von Bernd-Uwe Meyer, Lessingstraße 1, 3320 Salzgitter 1/Lebenstedt	19
Sind unsere Kriechtiere und Lurche noch zu retten?	
II. Bestimmungsschlüssel.	
Von Hagen Schmidt, Rhönweg 17, 3300 Braunschweig	20
Zum Tode von Otto Bothe / Salzgitter-Salder.	
Von Wolfram Forche, Kornstraße 18, 3321 Salzgitter-Lichtenberg	29
Neues heimatliches Schrifttum	30
Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65-308.	
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 11 16 90, Braunschweig.	

Wie Hausbesitzer-Träume Wirklichkeit werden, kann ich Ihnen anschaulich erläutern: An mir selbst.



Ich heiße Dieter Le Plat:
Als Fachmann für Vermögensbildung
habe ich ein naheliegendes Hobby -
ich sammle alte Münzen. Hier möchte
ich Ihnen allerdings Anregungen dafür
geben, wie Sie mehr aus Ihren gültigen

Münzen machen können. Und wie Sie
das Angebot von Wüstenrot und die
bemerkenswerten Vergünstigungen
von Vater Staat in eigene Vorteile
ummünzen. Mein »Traum« steht heute
Stein auf Stein in Braunschweig-
Lamme, Tiergarten 102.
Die Erfahrungen, die ich dabei gemacht
habe, möchte ich voll und ganz an Sie
weitergeben.
Sprechen Sie doch einmal mit mir ganz
konkret über Ihre Träume:
Jeden Mittwoch von 9 bis 18 Uhr
in der Wüstenrot-Beratungsstelle
Braunschweig, Kattreppeln.
Tel. 0531/49363.
Sie können mich auch zu Hause
anrufen (0531/51 1681) und einen
Gesprächstermin mit mir vereinbaren.
Ich komme auch gern zu Ihnen.

wüstenrot

Deutschlands größte Hausparkasse

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausg.: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei
und Verlag, Braunschweig — Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

63. Jahrgang

Juni 1977

Heft 1

Die geschichtliche Entwicklung der Universität Helmstedt

(Schluß)

Von R o l f V o l k m a n n

Die Universität Helmstedt im Zeitalter des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand (1780—1806)

Carl Wilhelm Ferdinand hatte sich schon zu Lebzeiten seines Vaters bemüht, den Staatsbankrott zu verhindern. Bereits die Zweihundertjahrfeier der Universität 1776 war den Sparmaßnahmen zum Opfer gefallen. Nach seinem Regierungsantritt bemühte er sich, die ungeheuren Staatsschulden zu tilgen.

Im Rahmen dieser Sparmaßnahmen wurde auch erwogen, die Universität von Helmstedt nach Wolfenbüttel zu verlegen. Es ergab sich aber daß die Kosten für die Universität auch in Wolfenbüttel nicht niedriger waren. Außerdem sprachen sich die Helmstedter Professoren gegen eine Verlegung aus. So ließ man den Plan später wieder fallen.

Der wichtigste Theologe der letzten Epoche war Heinrich Philipp Konrad Henke (1752—1809). Seit 1780 war er Professor der Theologie an der Universität Helmstedt und Direktor des theologischen Seminars. Henke vertrat die rationalistische Theologie, die sein Schwiegervater Carpzov ablehnte. Besonders hervorgetreten ist er auch durch seine Werke der Kirchengeschichte.

Besonderes Gewicht hat auch der Jurist Karl Friedrich Haeblerlin (1756 bis 1808), ein Sohn des bereits genannten Franz Dominicus Haeblerlin. Nachdem er am Kammergericht in Wetzlar, als Justizassessor in Wolfenbüttel und als Prof. jur. in Erlangen tätig gewesen war, kam er 1786 als Prof. jur. nach Helmstedt. Sein Arbeitsgebiet war besonders das Staatsrecht. Er ist durch viele Veröffentlichungen hervorgetreten. Besonders einzugehen haben wir noch auf Gottfried Christoph Beireis (1730—1809), der nach seinem Jura-Studium in Jena 1756 nach Helmstedt kam und Schüler Heisters wurde. Seine akademische Laufbahn war sehr ungewöhnlich. Mit kurzen Abständen folgte eine Professur der anderen. Er wurde 1759 Professor der Physik und zweiter Professor der Chemie, 1762 Professor der Medizin, 1767 Hofrat, 1768 Professor der Chirurgie, 1803 Leibarzt. Im Jahre 1809 feierte er das seltene Jubiläum seiner 50jährigen Lehrtätigkeit. Er war ein tüchtiger Chemiker und auf diesem Gebiete seiner Zeit voraus. Durch Herstellung von Farben und deren Verkauf an Tuchfabriken bis nach Belgien

war er ein reicher und wohlhabender Mann geworden. Den Reichtum legte er in Sammlungen an. Viele Gelehrte des In- und Auslandes besuchten ihn, um seine physikalischen Apparate, Münzen, Gemälde, Präparate und Steine zu sehen. Goethe berichtete in seinen Tag- und Jahrheften ausführlich von seinem Besuche bei Beireis.

Erwähnenswert ist noch Heisters Enkel Lorenz von Crell (1745—1816), der besonders auf dem Gebiete der Chemie hervorgetreten ist.

In der philosophischen Fakultät sind besonders Julius August Remer (1738 bis 1803) als Historiker und Paul Jakob Bruns (1743—1814) als Orientalist und Literaturhistoriker hervorgetreten. Gottlob Ernst Schulze (1761—1833), der Kritiker Kants und Lehrer Schopenhauers, soll noch ganz besonders genannt werden.

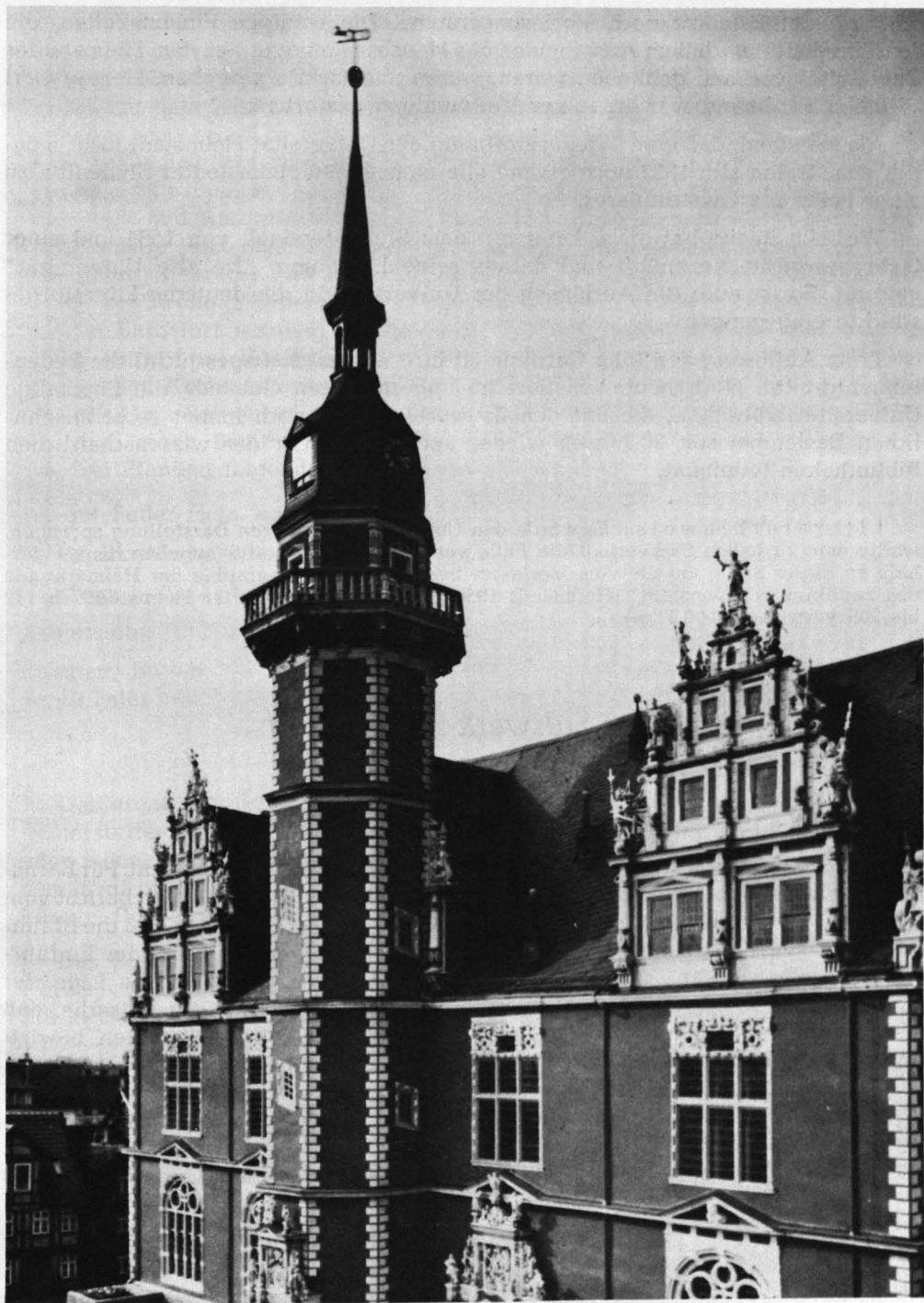
Von den Promotionen dieser Zeit sei noch besonders erwähnt, daß Carl Friedrich Gauß 1799 mit einer mathematischen Arbeit beim Helmstedter Professor Johann Friedrich Pfaff (1765—1825) die Doktorwürde erlangte. Im gleichen Jahre erfolgte die Ehrenpromotion des Buchhändlers und Aufklärers Friedrich Nicolai.

Die Fürstenhochzeiten von 1733 (siehe vorn!) führten dazu, daß die braunschweigischen Prinzen als Offiziere im preußischen Heere dienten. So kam es, daß der Heerführer des preußischen Heeres, das 1806 den Franzosen bei Jena und Auerstedt gegenüberstand, der braunschweigische Herzog Carl Wilhelm Ferdinand war. Die Schlacht ging für die Preußen verloren und die Franzosen kamen ins Land.

Die Universität Helmstedt im Königreich Westfalen (1807—1810)

Im Frieden von Tilsit 1807 wurde das Königreich Westfalen gegründet, das Napoleon seinem Bruder Jerome unterstellte. Es hatte 5 Universitäten: Marburg, Rinteln, Göttingen, Helmstedt und Halle an der Saale. Aus wirtschaftlichen Gründen mußten davon zwei aufgelöst werden. Drei bedeutenden Fürsprechern gelang es zunächst die Auflösung der Universität zu verhindern. Es waren die beiden Helmstedter Professoren Carl Friedrich Haeberlin (Jurist) und Heinrich Philipp Konrad Henke (Theologe). Außer ihnen bemühte sich auch Johannes von Müller, der Beauftragte für das Unterrichtswesen bei der westfälischen Regierung, um den Fortbestand der Universität Helmstedt. Das Unglück wollte es, daß alle drei im Abstand von je einem halben Jahr nacheinander starben. Da war die Auflösung der Universität Helmstedt durch die Franzosen nicht mehr aufzuhalten. In einem Dekret vom 10. Dezember 1809 verfügte Jerome ihre Schließung. Am Ende des Wintersemesters 1809/10 wurden im März 1810 für immer die Vorlesungen eingestellt. Mit der Universität Helmstedt wurde auch die Universität Rinteln aufgehoben. Daß die Wahl einer aufzulösenden Universität u. a. auf Helmstedt fiel, hat sicherlich politische Gründe. Von den Franzosen aus gesehen war Helmstedt die Landesuniversität des feindlichen Heerführers; denn Carl Wilhelm Ferdinand war ja auch Rektor der Universität Helmstedt gewesen. Außerdem hatten die Helmstedter Studenten 1808 die Huldigungsfeier für Jerome durch Absingen von Freiheitsliedern zunichte gemacht.

Alle Bestrebungen nach der Völkerschlacht bei Leipzig und dem Abzug der Franzosen, die Universität Helmstedt wieder zu eröffnen, sind fehlgeschlagen. Die Professoren hatten in ihren eigenen Häusern gelesen. Man hatte nach Auflösung der Universität und Verkauf der Professorenhäuser weder Wohnungen für



Juleum Hauptgebäude und westlicher Seitenflügel

Foto: Köglsperger, Helmstedt

die Universitätslehrer noch Vorlesungsräume. Die wenigen Finanzquellen, die der Universität nach dem Ausscheiden des Hauses Hannover aus dem Helmstedter Universitätsverband geblieben waren, waren anderwärts vergeben. Herzog Carl Wilhelm Ferdinand war an seiner Verwundung gestorben.

Als feststand, daß eine Wiedereröffnung der Universität Helmstedt nicht möglich war, trafen sich 1822 noch einmal alle ehemaligen Helmstedter Studenten zu einer Feier des Gedächtnisses.

Wilhelm Raabe hat diese Feier mit dem Studentenduell von 1584 und einer Liebesgeschichte verknüpft und daraus seine Erzählung „Die alte Universität“ geformt. So ist auch die Auflösung der Universität in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen.

Trotz Auflösung der Julia Carolina ist ihre wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung nicht tot. Noch heute existiert im angestammten Gebäude die Ehemalige Universitätsbibliothek, die mit den ihr verbliebenen noch immer recht ansehnlichen Beständen seit 20 Jahren wieder am Leihverkehr der wissenschaftlichen Bibliotheken teilnimmt.

Literaturhinweis: Es würde den Umfang dieser kurzen Darstellung sprengen, wollte man zu jedem Sachverhalt die Fülle von spezieller Literatur angeben. Es sei deshalb an dieser Stelle auf die vom Verfasser bearbeitete „Bibliographie der Heimatkunde des Landkreises Helmstedt“. Helmstedt 1958, Abschnitt „Universität Helmstedt“, S. 112 bis 206 verwiesen (900 Titel).

Das Salzwerk zu Barnstorf

(Schluß)

Von Hans Wiswe

Die Lage der Salzwerke wurde daraufhin von Amts wegen untersucht. Für Barnstorf wurde der Oberamtmann Johann Joachim Matthaei tätig. In seinem Bericht vom 30. März 1675 bestätigte er die Angaben der Gewerken. Er bemerkte, daß die Braunschweiger Salzproduzenten in der Mark Brandenburg vor dem Erlaß des Einfuhrverbotes einen guten Absatz gehabt hätten. Über die wirtschaftliche Lage der Salzsieder zeichnete er ein recht düsteres Bild, das angesichts der Tatsache, daß die Barnstorfer Salzkoten doch lange Zeit von den gleichen Familien bewirtschaftet worden sind, übertrieben negativ erscheint. So meint der Amtmann, „daß die Salzkocher, wenn es gleich Ackerleute oder Halbspanner seien, ihr Haus und Hof in wenigen Jahren verkochen und gemeinlich die ärgsten Betteler sein. Denn weil sie nicht allein das Holz gar teuer einkaufen, sondern auch, sofern das Werk kontinuierlich Tag und Nacht fortgehen soll, die Fuhr fast mit Gelde aufwiegen oder selbst ein Spann Pferde darauf halten müssen, so ist der Vorteil, welcher übrig bleibt, gar schlecht, oder vielmehr Schaden dabei“³²⁾.

Über Produktion und Absatz schreibt Matthaei folgendes. Die Barnstorfer Sole hatte nur einen geringen Salzgehalt. So erforderte sie viel Holz, „auch bey Strohe keine Pfanne voll konnte gar gemacht werden, wenn sie auch acht Tage

daran kocheten". Nachdem die Brauerei und die Ziegelhütte in Warberg und Voigtsdahlum wieder in Betrieb genommen waren (wohl nach Zerstörungen während des Dreißigjährigen Krieges) war nun das Holz teurer geworden. Es mußte aus dem Königslutterschen Forst geholt werden, aus dem es auch jene Betriebe bezogen. (Ob hier etwa eine weit zurückreichende Bindung an das Kloster Königslutter vorlag oder was sonst der Grund hierfür war, sagt der Bericht nicht.) Ehedem hatten die Barnstorfer „Salzköter“ ihren besten Absatz in Helmstedt und Königslutter gehabt. Dort verkauften sie nun nichts mehr. Denn dahin wurde jetzt das Salz häufig aus Sülldorf und anderen Orten des Stiftes Magdeburg gebracht und sehr wohlfeil verkauft, „weil es der leichteren Sole halber bei Strohe gekochet wird“. Matthaei legte nun folgende Kostenberechnung vor: In Barnstorf wurden in einer Kote Tag und Nacht drei Pfannen voll gesotten zu je zwei Himten, mithin in 24 Stunden 6 Himten. Das sind bei einem spezifischen Kochsalzgewicht von 2,2 und bei einer Menge von 31 Liter je Himten 409,2 kg. Bei einem Salzpreis von 9 Groschen je Himten Salz errechnete Matthaei einen Bruttoerlös von täglich 1 Taler 18 Groschen. Dem standen für die drei Pfannen folgende Kosten gegenüber:

ein gut Fuder Holz, kostete auf der Stelle	12 Gr.
1/2 Schock Washolz	6 Gr.
Fuhrlohn	18 Gr.
Arbeitslohn für zwei Knechte	18 Gr.
Pfannen, Bütten, Unterhaltung der Gebäude sowie Erbenzins (jährlich 3 x 10 Taler und 1 x 12 Taler = 42 Taler), umgerechnet auf Tag und Nacht	4 Gr.
<hr/>	
insgesamt 1 Taler 22 Gr.	

Das ergab auf drei Pfannen täglich einen Schaden von 4 Groschen. Der Berichterstatter bemerkte noch, daß, wenn das Wetter gut und die Sole reich war, oder wenn, was zur Zeit vorkam, ein oder zwei Koten kalt lagen und es demgemäß nicht an Sole fehlte, wohl täglich ein Korb Salz mehr gemacht werden könnte. Der könnte dann zur Löhnung der Arbeitsleute dienen³²⁾.

Das Salz wurde übrigens aus der Pfanne zum Abtropfen und Trocknen in Körbe von einem Himten Fassungsvermögen getan und dann gestürzt. Als Stücke Salz kamen sie in den Handel.

Nach einer Notiz im Corpus bonorum der Barnstorfer Kirche vom Jahre 1776 erhielt der Ortspfarrrer im 17. Jahrhundert für das Halten einer „Salzpredigt“ jährlich zwei Himten Salz³³⁾. Das Kirchenvisitationsprotokoll von 1542, das Rechte und Besitzungen der Kirchen, Pfarren und Opfereien verzeichnet, sagt darüber nichts³⁴⁾, ebensowenig das Corpus bonorum der Barnstorfer Kirche von 1749³⁵⁾. Die erwähnte Notiz sagt nur, daß bei der Teilung des Pfarreinkommens zwischen dem Pastor Jonas Pflüger und seinem Adjunkten Johann Edelmann am 30. Oktober 1664 jeder die Hälfte dieser Einnahme erhielt³⁶⁾.

Sicherlich darf man aus dem Bericht von 1675 entnehmen, daß die Barnstorfer Salzkoten keineswegs lukrative Unternehmen waren. Nach der Taxordnung des Herzogs August vom Jahre 1646 (Tit. XXV) sollte ein Himten Salz auf

dem Markte oder sonst „altem hergebrachten in der Billigkeit beruhenden Gebrauch nach / höher nicht / als ein Himte Rokken / bezalet und angeslagen werden“, jedoch „bei der Pfannen“ zwei Mariengroschen niedriger. Die Roggenpreise schwankten stark ³⁵⁾. Salz war als Speisezusatz und als Konservierungsmittel lebensnotwendig. Kriegsunsicherheiten sicherten kleinen Unternehmen einen bescheidenen Absatzmarkt durch Fernhaltung der Konkurrenz aus entfernteren Gegenden. Allerdings konnte es dadurch zu Verknappung kommen. Dadurch mochte dann der Salzpreis in die Höhe getrieben werden. Als in den Jahren 1685, 1687, 1699, 1701 und 1709 zugunsten der drei genannten Salinen für ein bestimmtes Gebiet des Herzogtums Salzeinfuhrverbote angeordnet wurden, erwiesen sie sich als nicht durchführbar, weil die Leistungsfähigkeit jener Werke nicht ausreichte ³⁶⁾. Soweit die nicht ganz lückenlos erhaltenen Amtsrechnungen das erkennen lassen, bezahlten die Barnstorfer Salzgewerken ihren Salzzins ordnungsmäßig. Für das Notjahr 1626/27 liegt keine Rechnung vor; im folgenden Rechnungsjahr kamen statt der 75 Gulden 12 Groschen immerhin 37 Gulden 16 Groschen ein ³⁷⁾. Für eine gewisse Solidität der bescheidenen Unternehmen spricht es auch, daß, wie erwähnt, die Salzkoten lange Zeit in den gleichen Händen blieben.

Wir wissen nicht, was zum Wüstwerden der Barnstorfer Salzkoten geführt hat. Möglicherweise wurde die Sole durch Eindringen von wildem Wasser zu sehr verdünnt; vielleicht vernichtete eine Feuersbrunst die Anlagen. Möglicherweise fehlte es auch an Feuerungsmaterial oder an dem zu dessen Beschaffung erforderlichen Betriebskapital. In der Amtsrechnung für 1714/15 erscheinen die 42 Taler Barnstorfer Salzzins zum letzten Male. Dann folgt in der Überlieferung eine Lücke. Seit 1719/20 heißt es da, daß in Barnstorf „alle Salzkoten wüste“ lägen ³⁸⁾.

In einer an den Geheimen Rat als die oberste Verwaltungsbehörde gerichteten Denkschrift berichtete unterm 11. August 1743 der Oberamtmann Lambrecht in Jerxheim „wegen des Salzes zu Barnstorf und Blankenburg“ ³⁹⁾. Nach seiner Angabe sollte aus der „Salzquelle ... ehemals gutes Salz gesotten sein, ... als man jetzo nicht hat“. Der verstorbene Braunschweiger Patrizier von Strombeck hatte als Pächter des barnstorfishen Vorwerks hier einige Jahre siedeln und daselbst ein schönes Haus bauen lassen, auch das Salz gut abgesetzt. Seine Erben hatten wegen Verteuerung und Knappheit des Holzes den Betrieb eingestellt und zwei Jahre zuvor das Wohn- und Lagerhaus für fünfzig Taler verkauft. Der Käufer hatte es sofort abbrennen und die Baumaterialien wegfahren lassen. Hierzu sei bemerkt, daß nach Eintragung im Barnstorfer Kirchenbuche am 27. April 1738 „Christoph Ohlmann vom Salzberg begraben worden“ ist ⁴⁰⁾.

Nach der Denkschrift hatte die Fürstliche Kammer die „Sülze“ vergeblich zur Pacht ausgebaut. Der Brunnen wäre noch „in gutem Stande“ ³⁸⁾.

Der Amtmann schlug den Wiederaufbau vor. Zur Feuerung könnte nach seiner Meinung das Holz dienen, das „wider die Verordnung über den Kiebitzdamms ins Kurbrandenburgische verkauft“ würde. Man könnte in Ermangelung eigener Stein- (richtig Braun-) kohlen solche günstig in Sommerschenburg ankaufen. Als Absatzgebiet für das Salz wurde das drei Meilen entfernte Fürstentum Blankenburg vorgeschlagen, dessen Bewohner sich mit dem „zwar weißen und feinen, aber sehr schlechten Staßfurter Salz“ begnügen und ihr Geld dafür in „ein

fremdes Land schleppen lassen“ mußten. Sodann wird noch empfohlen, die Koten nach dem Vorbild der Salzdahlumer anzulegen, weil diese sich hinsichtlich der Feuerungsersparnis als gut erwiesen hätten.

Der für die Förderung von Industrieanlagen sehr aufgeschlossene regierende Herzog Karl I.⁴¹⁾ befahl, „dieses Werk wieder instand zu setzen“. Eine Überprüfung der Angelegenheit durch Sachverständige erfolgte nicht. Das rächte sich später sehr.

Am 18. September 1743 war das Brunnenhaus gerichtet. Es war zunächst nur eine Kote vorgesehen. Mit ihrer Aufrichtung sollte noch in der gleichen Woche begonnen werden. Die Maurerarbeiten wurden dem Maurermeister F. C. Hector in Schöningen in Auftrag gegeben. Für die Fundamente des Siedeherdes und des Schornsteines benötigte dieser wegen des weichen Untergrundes neunzig eichene und buchene Pfähle von acht Fuß Länge, dazu vierzehn Fuß Schlingholz. Pfähle und Schling mußten unter Wasser gesetzt werden, und zwar so tief, daß sie nicht unter der Herdhitze litten, von ihr nicht „ertappt“ würden. Der Herd wurde auf 50 Fuß Länge und acht Fuß Breite bemessen. Um den Zufluß wilden Wassers in den Solebrunnen zu verhindern, mußten Wassergräben geräumt werden.

Wohl zu Anfang Februar 1744 wurde der Salzmeister Jacob Schäffer nach Barnstorf abgesandt. Er forderte als Hilfskraft einen Mann an, der aus Salzgitter kommen mußte. Das läßt vermuten, daß er selbst von dem dortigen Salzwerk kam. Er schlug vor, an Stelle von Kette und Eimer, die anfangs zum Sole-schöpfen beschafft waren, ein „Schucke“- (Pump-) werk anzulegen³⁸⁾.

Der Baurechnung über die Salzwerkgebäude zu Barnstorf für 1743/44 ist folgendes zu entnehmen⁴²⁾.

Für Brunnenhaus und Salzkote kaufte man Eichenholz von Hennig Reinecke in Groß Sisbeck, Tannenholz vom Holzhändler Johann Grastein in Nöschenrode. Von dem Tannenholz wurden 24 Bretter zu Salzkästen verarbeitet. Tannenröhren, die für eine Soleleitung vom Brunnenhause zur Kote bestimmt waren, wurden in Wernigerode gekauft, weitere vom Rademacher Uhde in Jerxheim gebohrt. Dieser fügte die Röhren auch ineinander und lieferte eine Schubkarre. Ziegelsteine kaufte man in Warberg und Schöningen, Barnsteine in Warberg, Samtleben und Schöningen, Bruchsteine vom Steinbrecher Rose in Watenstedt, Gips vom Gipsbrenner Hennig Dietrich in Watenstedt. Kalk bezog man aus Walbeck und Eschenrode. Nägel lieferte die Fürstliche Faktorei in Blankenburg. Für die Salzkote wurden vier große und drei kleine Fenster angeschafft. Das Brunnenhaus deckte Ziegeldeckermeister Lüders aus Schöningen mit zwei Gesellen und einem Handlanger mit Ziegeln, die Siedekote Strohecker Saul aus Jerxheim mit Stroh; dieses wurde gegen Bezahlung vom Amtshaushalt geliefert, ebenso solches für die Hütte und das Lager der Arbeitsleute. Der Salzberg wurde planiert, die Kote ausgegraben und der Salzbrunnen ausgebracht. Diese Arbeiten führte der Teichgräber Behrend Becker nebst vier Tagelöhnern aus, der auch die erwähnten Röhren verlegte. Um den Salzbrunnen stampfte man Ton ein, um das Eindringen wilden Wassers zu verhindern. Böttichermeister Jacob Miehe aus Jerxheim lieferte zwei große Eichentubben. Nach Ausweis des vorliegenden Grundrisses fanden sie beiderseits des Solebrunnens im Brunnenhaus ihren Platz. Miehe lieferte außerdem je zwei eichene und tannene Eimer sowie einen eichen Trichter. Zimmermeister Sense aus Ingeleben nebst vier Gesellen fertigten u. a.

Türen und arbeiteten am Rauchfang. Weidengerten beschaffte man zu Splitten unter das Dach an der Kote sowie zur Wärmekammer. Zu Behuf des „Schuckebrunnen“ benötigte man zwei Pfund Hede, eineinachtel Pfund Talg, ein Ventil und Leder. Dazu kam Leder und Holz zu Klappen in die Röhren. Aus Helmstedt bezog man einen und aus Wolfenbüttel zwei Heber. Eine Rolle über dem Salzborn war dreiviertel Elle und vier Zoll dick.

Der Schmiedemeister Fromme in Beierstedt lieferte allerlei Eisenwerk, u. a. 2 Keile, 1 Forke, 1 Feuerhaken, 1 Schaufel, 1 Säge und 5 Vorhangschlösser.

Für die Arbeiten wurden bäuerliche Spann- und Handdienste für 50 Taler 24 Groschen eingesetzt.

Merkwürdigerweise findet sich in der Rechnung keine Angabe hinsichtlich der Beschaffung von Salzsiedepfannen.

Die Aufsicht über die Baumaterialien führte vom 20. Oktober bis zum 21. Dezember 1743 der Fischmeister Baxmann aus Barnstorf.

Nach dieser Rechnung betrugen die Kosten der Anlage 519 Taler 6 Groschen 7 Pfennig.

Eine zweite Rechnung⁴²⁾ beinhaltete die Kosten für die Einrichtung einer Wohnung im Brunnenhause, die für den Salzsieder bestimmt war. Diese bestand aus einer Stube und einer Kammer. Für sie wurde ein eiserner Ofen aus der Faktorei in Blankenburg beschafft. Stube und Kammer wurden mit Platten ausgelegt. Der Tischler Nordten lieferte eine Stuben- und eine Kammertür sowie drei Fensterahmen, die vom Glaser Wunderling in Söllingen verglast wurden. Der Kleinschmied Meister Bruns in Jerxheim lieferte ein Schloß an die Stuben- sowie einen Anwurf und zwei Krampen an die Kammertür.

Diese zweite Rechnung, die Gesamtkosten von 52 Taler 34 Groschen 4 Pfennig ausweist, enthält eine Anzahl Posten, die offensichtlich bei der Aufstellung der ersten Rechnung übersehen oder allenfalls ausgelassen waren. Das gilt eindeutig von den Kosten, die das Einmauern einer Pfanne verursacht haben. Auch dürften die Axt und die Barte, die der Grobschmied Conrad Werckhaupt lieferte, dem Betriebsinventar des Salzwerkes zuzuordnen sein. Die bäuerlichen Spanndienste sind diesmal mit 4 Taler 6 Groschen berechnet.

Beide Baukostenrechnungen, von Lambrecht aufgestellt, sind vom 7. Dezember 1744. Siedeholz wurde aus dem Elz und aus der Veltheimer Ohe herangefahren⁴³⁾.

Der Salzsieder Schäffer hatte seine Betten und seinen Hausrat zunächst auf dem Trockenboden, der vermutlich in der Kote lag, untergebracht. Sobald die Wohnung für ihn fertiggestellt war, konnte der Amtsverwalter Oldenberger, dem die Oberaufsicht übertragen worden war, den Boden, der offenbar auch das Salzlager enthielt, unter Verschuß nehmen und befehlsgemäß das Salz selber ausgeben.

Das Salz wurde in Tonnen verpackt. Über deren Beschaffung verlautet in den Rechnungen nichts.

Unterm 5. Dezember 1744 berichtete Oldenberger an den Hofrat von Schrader, er hätte in dieser Woche über 340 Himten Salz nach Schöppenstedt fahren lassen. Als er es hätte aufladen lassen, hätte er dem Schäffer den Schlüssel abgenommen und ihm erklärt, daß er nunmehr das Salz selbst verwahren und aus-

messen werde. Es war daraufhin zwischen beiden Männern zu einer Auseinandersetzung gekommen, die in Tötlichkeiten ausartete: Der Salzsieder schlug den Oberverwalter ins Gesicht, der jenen daraufhin zur Tür hinauswarf. Der aber kam zurück. Oldenberger schrieb: „Hätte ich meine Leute und Herrendienste nicht bei mir gehabt, so hätte mich der Kerl ums Leben gebracht“. Als Urheber des Verhaltens Schäffers bezeichnete Oldenberger den Fischer Baxmann. Dieser hielt sich ständig auf der Kote auf und führte dort ein Leben mit „Fressen und Saufen“. „Ganz Schöppenstedt und alle umher liegenden Dörfer raisonnieren davon“, schrieb er, verwies auf seine gewissenhafte Buchführung und bat um „Satisfaction“. Ob sie ihm geworden ist, darüber schweigen die Akten³³⁾.

Lange ist der Salinenbetrieb in Barnstorf nicht aufrecht erhalten worden. Bereits unterm 3. Februar 1747 ist die Rede von dem „ehemaligen Barnstorfischen“ Salzwerk⁴⁴⁾. Am 17. Februar 1753 wird dieses als „ehemalige Anlage“ bezeichnet⁴²⁾. Nach der Dorfbeschreibung vom gleichen Jahre³⁾ stand der Solebrunnen damals „auf zwei Fuß noch voll Sole und also höher als das wilde Wasser um den Salzberg“. Es wurde zu der Zeit jedoch nicht gesiedet. Das Haus hatte eine Etage, elf Spann, zwei Schornsteine und ein Ziegeldach. Es war herrschaftlich und wurde derzeit bewohnt von dem Wildgänsefänger Alplas, der auch den Garten um das Haus urbar gemacht hatte. Von dem Siedehaus, der Kote, ist nicht die Rede. Der 1726 geborene Ortspfarrrer Röver, der 1739 bis 1799 in Barnstorf amtierte⁴⁵⁾, schrieb unterm 8. Februar 1777 in einem Briefe, das Kochen sei eingestellt, weil „die Quelle kein Salz mehr enthalten“ habe. Das Salzhaus sei noch vorhanden und an einen Häusling vermietet, der das Land um das Haus als Garten nutze und ihm, dem Pfarrer, noch vorhandene Stücke von den alten Salzpfannen gezeigt hätte. Der Empfänger des Briefes, Hassel, bemerkte dazu, daß die Quelle sehr ergiebig gewesen und das Salz „weit verfahren“ sein müsse, „weil ein dortiger Weg noch der Sölterweg genannt“ werde⁴⁶⁾. Eine Notiz aus der Zeit um 1800 berichtet, daß die (!) Salzwerksgebäude vom Amtshaushalt zu Groß Winnigstedt genutzt würden und der Beamte Häuslinge darin wohnen habe⁴⁷⁾. Die Quelle sei noch vorhanden und fließe in die Soltau.

Nach Hassel und Bege⁴⁸⁾ wurde der Salinenbetrieb eingestellt, weil die Sole zu geringhaltig war.

Das „Salzbrunnenhaus“ war zunächst in das Brandversicherungskataster (1750) nicht aufgenommen, 1786 ist es nachgetragen; 1802 erscheint es unter Nr. ass. 30. Es wurde mit 400 Reichstalern angesetzt. Das Gebäude hatte 12 Verbind, war 46 Fuß lang, 17 Fuß breit; der „Anhang“ von 2 Verbind war 8¹/₄ Fuß lang und 24¹/₂ Fuß breit. Zum Jahre 1854 findet sich im Brandversicherungskataster die Bemerkung „cessat“, ebenso in der Folgezeit. Der Bau wird demnach um die Mitte des Jahrhunderts beseitigt worden sein.

³³⁾ Landeskirchenarchiv Braunschweig; dazu vgl. G. Seebaß u. F. W. Freist, Die Pastoren der Braunschw. ev. Landeskirche I (1969) S. 20, 201; II (1974) Nr. 3028, 979. — ³⁴⁾ K. Kayser, Die reformatorischen Kirchenvisitationen i. d. welfischen Landen 1542–1544 (1897) S. 121. ³⁵⁾ Vgl. z. B. die Tabelle in H. Wiswe, Chron. d. Dorfes Remlingen (1974) S. 66 f. — ³⁶⁾ 2 Alt 5466. — ³⁷⁾ 22 Alt 1990. — ³⁸⁾ 22 A Alt 2027 f., 2030 ff. — ³⁹⁾ 2 Alt 5419. — ⁴⁰⁾ KB 1175 S. 31. — ⁴¹⁾ F. Biehringer, Herzog Karl I. v. Braunschweig (1920) S. 72 ff. — ⁴²⁾ 4 Alt 15 Nr. 83. — ⁴³⁾ 2 Alt 5419; 4 Alt 15 Nr. 83. — ⁴⁴⁾ 2 Alt 5421 f. — ⁴⁵⁾ Vgl. Seebaß-Freist a. a. O. I S. 201, II Nr. 3296. — ⁴⁶⁾ Landsch. Bibl. 1225 I. — ⁴⁷⁾ Herzog-August-Bibl. Wolfenbüttel 24 A Nov. 2^o Nr. 15. — ⁴⁸⁾ G. Hassel u. K. Bege, Geogr.-statist. Beschreibung d. Fürstentümer Wolfenbüttel u. Blankenburg I (1802) S. 423. — ⁴⁹⁾ 4 Ldsch. Nr. 175 I (1750), II (1786); Nr. 32 I (1820).

Berufsausbildungsprobleme des Müllergewerbes in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts.

Von Joachim Dette

In einer Fachzeitschrift bemängelte kürzlich der Verfasser eines Berichtes über den Stand der Lehrlingsausbildung den stetig zu beobachtenden Abfall der Leistungen.

Gleiche Beobachtungen veranlaßten 1840 das Amt Riddagshausen, die Müllermeister Becker aus Sickte (heute Braunschweiger Mühlenwerke), Bäumlner aus Flechtorf (heute Mühlenwerke Thönebe), Ohse aus Gardessen (Mühle 1880 abgebrannt) beim Amt vorzuladen, um sich von ihnen über die Ursachen der schlechten Ausbildung berichten zu lassen.

Im Müllergewerbe vollzog sich eine Wandlung. Napoleon lockerte bereits alte verkrustete Strukturen innerhalb des Gildewesens, indem er den Gewerbezwang aufhob. In der Westfälischen Zeit entstanden neue sogenannte „Patentmühlen“. Ein mit diesem „Patent“ Versehener konnte eine Mühle errichten und diese selbst betreiben ohne Rücksicht auf seine berufliche Qualifikation.

Jahrhundertlang brauchten Müller um Kunden nicht zu werben. Die Anzahl der Mühlen bestimmte in der Regel der zuständige Landesherr. Durch landesherrliche Verordnungen, den Mühlenbann oder Zwang wurde den Mühlen die Kundschaft fest zugeteilt. Die Inanspruchnahme einer nicht zugeordneten Mühle wurde unter Strafe gestellt.

Die Zulassung neuer Mühlen veränderte die Landschaft und forderte gleichzeitig zu einem bis dahin kaum gekannten Konkurrenzkampf heraus. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl konnte sich bei diesen Umständen unter den Müllern kaum entwickeln.

Die vorgeladenen Müller berichteten dem Amte, verschiedene Meister sprächen Lehrlinge bereits nach einem Jahr Lehrzeit frei. Die Dauer der Lehrzeit richte sich, da keine bindende Regelung vorhanden sei, nach der Höhe des gezahlten Lehrgeldes. Niemand hindere die Lehrlinge daran, den Meister willkürlich zu wechseln und nach entsprechender Bezahlung eine neue Lehrstelle mit kürzerer Ausbildungszeit anzutreten.

Der Zwang, nach beendeter Lehrzeit, eine Geschicklichkeitsprüfung abzulegen bestehe nicht, auch für angehende Meister sei eine solche nicht verpflichtend.

Diese so ausgebildeten Lehrlinge seien eine Schande für das Handwerk. Sie bekämen kaum Arbeit in einer anderen Mühle, vor allen Dingen nicht im Ausland.

Diese mangelhaft Ausgebildeten zählten zu den damaligen Arbeitslosen und hielten sich nur durch Bettelei am Leben. Alter Handwerksbrauch gewährte einem wandernden Gesellen, dem in der jeweiligen Mühle keine Arbeit geboten werden konnte, einen ortsüblich festgelegten Zehrpfennig. Die wachsende Zahl der wandernden, schlecht ausgebildeten, arbeitssuchenden Müllergesellen plagte zunehmend die 16 an der Wabe liegenden Mühlen. Ein von den Wabemüllern gegründeter Verein schützte, nach Aussage des Müllermeisters Becker, die Müh-

len vor den Auswüchsen dieser Bettelei. Die Mitglieder verpflichteten jeweils einen aus ihrer Mitte, nach einem wechselnden Turnus, diesen Zehrpfennig aus-
zuzahlen. Besonders vereinbarte Zeichen verhinderten die mehrfache Auszahlung
an eine Person.

Um dem Übelstand der schlechten Ausbildung abzuhelpfen, schlugen die vor-
geladenen Müllermeister dem Amte vor, eine mindestens 2—3jährige Lehrzeit
verbindlich einzuföhren. Ein Gesellenprobestück für Lehrlinge sowie eine Ge-
schicklichkeitsprüfung für angehende Meister müsse der Freisprechung voraus-
gehen. Gelernten Wassermüllern wird empfohlen, während der Wanderzeit etwa
2 Jahre in einer Windmühle zu arbeiten. Für gelernte Windmüller gelte das
gleiche in Bezug auf eine Wassermühle.

Für die Durchführung und Überwachung der genannten Bedingungen sollte
die 1838 für die Stadt Braunschweig gegründete Müllergilde herangezogen wer-
den. Laut Satzung konnten auch außerhalb der Stadt wohnende Müller beitreten.

Das Braunschweigische Staatsministerium verfügte anlässlich der Gründung
ausdrücklich, daß ein Zwang zum Eintritt in diese Gilde in keinem Falle aus-
geübt werden dürfe.

Daher war der Einfluß dieser Gilde im Anfang ihrer Gründung gering. Dennoch
bekamen die Müller die Dinge wieder in den Griff.

Die Anfang der sechziger Jahre eingeföhrt Gewerbefreiheit verursachte eine
stürmische technische Entwicklung, deren Ergebnisse fast hundert Jahre für die
Müllerei bestimmend waren.

Die uns allen bekannte Technisierung auf allen Gebieten ließ der Jugend den
Müllerberuf nicht mehr attraktiv erscheinen, besonders im Atomzeitalter.

Anfang der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts begann das große Mühlen-
sterben. Von den 16 Wabemühlen blieb nur die frühere Beckersche, heute Braun-
schweiger Mühlenwerke, bestehen, allerdings nicht mehr von der Wabe ange-
trieben.

Quellen: Sta. Wolfenbüttel L Neu Gr. 14 Nr. 50 u. 55.

Hauptmerkmale der ostfälischen Volkstracht und deren Verbreitung im 18. Jahrhundert

Von Werner Flechsig

Als Richard Andree in seiner „Braunschweiger Volkskunde“ (2. Auflage 1901)
als erster eine eingehende Beschreibung der Braunschweigischen Volkstracht des
19. Jahrhunderts bot, bemerkte er dazu auf S. 267: „Die braunschweigische Tracht,
die allgemein, wenigstens was die weibliche anbetrifft, als eine der schmucksten,
reichsten und kleidsamsten in ganz Deutschland gilt, ist aber nur der Mittelpunkt
der mehr oder weniger ihr gleichen allgemein niedersächsischen, welche bei den
Männern durch den rot gefütterten, vorherrschend weißen Kittel, bei den Frauen
durch roten Faltenrock und Bandmütze gekennzeichnet war. Nach Westen zu bis
Schaumburg und Minden, nach Norden hin bis Gifhorn und Celle, nach Süden bis

zum Harze und bis zur Hablerstädter Gegend herrschten nahe verwandte oder fast gleiche Trachten.“ Hätte Andree nicht von einer „allgemein niedersächsischen“, sondern von einer allgemein ostfälischen Tracht gesprochen, so wäre seine Feststellung zutreffender gewesen, da die von ihm genannten Randgebiete sämtlich zum ostfälischen Kulturkreis gehören, während sich das nördliche Niedersachsen mit den dunkleren Tönen der Tracht, die in der Lüneburger Heide schon nördlich des Altkreises Gifhorn begannen, deutlich von der leuchtenden Farbigkeit der braunschweigischen Tracht mit ihrem vorherrschenden Farbendreiklang Rot—Weiß—Schwarz und dem Zusatz von Blau und Grün abhob.

Andree stützte sich allerdings bei der Andeutung des Geltungsbereiches der braunschweigischen Tracht in Ostfalen hauptsächlich auf die verhältnismäßig wenigen Abbildungen und Beschreibungen bäuerlicher Kleidung des ostfälischen Raumes in trachtenkundlichen Werken des späten 19. Jahrhunderts, auf die Bilder des Braunschweiger „Bauernmalers“ Carl Schröder¹⁾ und auf die zufällig in die Museen gelangten Trachtentücke, ohne auf eine möglichst vollständige Bestandsaufnahme aller Funde typisch ostfälischer Trachtenstücke und der Nachrichten über solche aus dem gesamten ostfälischen Raum bedacht zu sein. Er hat auch meist nicht angegeben, aus welchen Orten des Landes Braunschweig die Museen rote Frauenröcke, weiße Männerkittel und schwarze oder dunkelblaue Männerröcke mit rotem Futter besaßen, ganz zu schweigen von den Lederhosen, Brusttüchern und Strümpfen der Männer wie von den Schürzen und Strümpfen der Frauen.

Als ich in den 1950er Jahren daran ging, eine solche Bestandsaufnahme nachzuholen, zeigte es sich, daß die Museen nicht nur in Braunschweig kurz nach dem Zweiten Weltkriege, als die Textilknappheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, leider starke Einbußen an ihren alten Trachtenbeständen durch Diebstähle erlitten hatten. Das Helmstedter Kreisheimatmuseum hatte auf diese Weise sogar seine sämtlichen Trachtenstücke verloren. Da unglücklicherweise auch noch die Katalognotizen über Herkunft und Aussehen der verschwundenen Textilien aus altem Bestande nicht nur in Helmstedt zum Teil recht unzulänglich waren, bedeuteten die Verluste eine empfindliche Beeinträchtigung der trachtenkundlichen Forschung in Ostfalen. Immerhin war es aber doch möglich, aus den erhalten gebliebenen Resten der alten Museumsbestände, aus Neuerwerbungen der Nachkriegszeit, aus Hinweisen auf Trachtenstücke in Privatbesitz und aus Nachrichten über die dörfliche Kleidung des 19. Jahrhunderts in ortsgeschichtlichen Darstellungen ein zwar lückenhaftes, aber doch einigermaßen zuverlässiges Bild von der Verbreitung der auffälligsten Merkmale der braunschweigischen Tracht hauptsächlich in den Landkreisen Braunschweig, Helmstedt und Wolfenbüttel zu gewinnen. Besonders ergiebig waren unter den neueren heimatkundlichen Veröffentlichungen die Angaben über die Männer- und die Frauentracht des Dorfes Rábke am Elm, die aus dem Nachlaß des Pastors Böhme in den Jahrgängen 1959 und 1960 der ‚Braunschweigischen Heimat‘ abgedruckt sind²⁾.

Von allen Trachtenstücken ließ sich der rote Frauenrock am zahlreichsten durch Originalstücke, Bilder und schriftliche Nachrichten aus dem 19. Jahrhundert belegen, und zwar im ehemaligen Landkreis Braunschweig für Bortfeld, Wendeburg, Olper, Volkmarode, Riddagshausen, Rautheim, Kl. Schöppenstedt, Waggum und Lehre, im Kr. Helmstedt für Frellstedt, Lelm, Rábke, Warberg und Ingeleben, im

alten Kreis Wolfenbüttel für Eitzum, Hessen am Fallstein, Groß Denkte an der Asse, Bündheim am Harz und Lebenstedt, im Kreis Goslar für Ohrum und Jerstedt. Aus den Kreisen Peine, Hildesheim-Marienburg, Alfeld, Gandersheim und Holzminden sind rote Frauenröcke weder durch Originalstücke noch durch Nachrichten des 19. Jahrhunderts bisher nachzuweisen, doch wird sich im folgenden zeigen, daß sie im 18. Jahrhundert auch dort getragen wurden. Im Magdeburgischen besitzt das Ummendorfer Heimatmuseum einen roten Rock aus Badeleben westlich von Eilsleben, und hinzu kommen Nachrichten von roten Röcken aus Alleringersleben von 1827 und Kl. Ammensleben von 1828. Gehen wir aber weiter in die Vergangenheit zurück, so finden wir auch im östlichen Ostfalen wie im westlichen zahlreiche weitere Hinweise auf rote Frauenröcke, die das Verbreitungsbild dieses typischen Merkmals der ostfälischen Tracht wesentlich erweitern und verdichten.

Die wichtigste und ergiebigste Quelle dafür sind die Diebstahlsanzeigen und Steckbriefe in den ‚Braunschweigischen Anzeigen‘, auf deren Bedeutung für die Trachtenforschung als erster Franz Fuhse im Jahre 1911 aufmerksam gemacht hat³⁾. Bei der Durchsicht der Jahrgänge 1745—1751, 1760, 1765, 1780, 1800, 1801, 1820—1822, 1825 und 1840 fand er eine Fülle von Angaben über Farben und Stoffarten ländlicher und städtischer Kleidungsstücke, die ihn als Wirtschaftshistoriker und Handwerksforscher allerdings mehr im Hinblick auf die Modeströmungen im Textilgewerbe und Textilhandel interessierten und weniger als Zeugnisse für die Geltungsbereiche bestimmter ostfälischer Trachtenmerkmale unter volkstumsgeographischem Blickwinkel. So ist es zu verstehen, daß Fuhse nur stichprobenweise frühe Belege für den roten Rock der Frauen sowie für die Leinenkittel, schwarzen und blauen Röcke, Brusttücher und Hosen der Männer darbot, zumal da der knappe Raum für seinen Aufsatz nicht mehr als Andeutungen zuließ. Wenn dabei der Eindruck entstehen konnte, als ob die für die ostfälische Tracht des 19. Jahrhunderts typischen Farben und Stoffarten im 18. Jahrhundert noch eine recht untergeordnete Rolle neben anderen Farben und Stoffarten gespielt hätten, so trägt ein solcher Eindruck. Denn erstens läßt sich die Zahl der Belege für typisch ostfälische Trachtenmerkmale um so mehr erhöhen, je mehr Jahrgänge der ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ man danach systematisch durcharbeitet, und zweitens darf nicht übersehen werden, daß weder die Diebstahlsanzeigen noch die Steckbriefe einen „repräsentativen Querschnitt“ durch den Kleiderbestand gerade jener Schichten des Landvolkes bieten, die als Trachtenträger tonangebend und stilbildend waren. Soweit neben den vorherrschenden Diebstahlsanzeigen aus den Städten auch solche aus Dörfern erscheinen, handelt es sich bei den Bestohlenen meist um Pastoren, Opfermänner (= Schulmeister), Krüger, Müller, Bäcker, Schneider, Bader oder Dorfkrämer, bei denen „viel zu holen“ war, oder um Dienstknechte und Dienstmägde, die ihre Habseligkeiten nicht so sicher unter Verschuß halten konnten wie ihre Brotgeber, selten dagegen um Ackermänner, Halbspänner und Kotsassen, also Bauern im engeren Sinne. Noch seltener werden diese mit ihrer Kleidung in Steckbriefen beschrieben, und zwar in der Regel nur als Vermißte, wenn sie in geistiger Umnachtung das Haus ohne Zielangabe verlassen hatten. Die Mehrzahl der steckbrieflich verfolgten Männer, Burschen, Frauen und Mädchen gehörte der Schicht der Dienstboten an, zu der nicht nur Söhne und Töchter von Bauern und Handwerker gehörten, sondern auch ausgediente Soldaten, Angehörige des städtischen Proletariats, Landstreicher und Land-

streicherinnen. Es wäre falsch, wollte man deren Kleidung unbesehen als kennzeichnend für die Volkstracht der Gegend gelten lassen, in der die steckbrieflich gesuchten Knechte oder Mägde sich bei ihrer Flucht aus dem Dienst oder aus der Haft gerade befunden hatte, denn nicht wenige von denen, deren Heimatort im Steckbrief genannt wurde, waren nach Ausweis ihres letzten Aufenthaltsortes weit im Lande herumgekommen. In solchen Fällen habe ich bei den folgenden Angaben über Träger(innen) typischer Trachtenstücke sowohl den Heimatort wie den ihres letzten Dienstes, ihrer Missetat oder Haft genannt, um die Frage offen zu lassen, aus welcher Gegend Ostfalens das betreffende Trachtenstück stammen mochte. Eine vollständige Auswertung aller Jahrgänge der ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ von 1745 bis 1815 würde gewiß noch viel mehr Belege für die Verbreitung der Hauptmerkmale der ostfälischen Tracht erbringen können, als ich im folgenden zu bieten habe, doch würde dazu der verfügbare Platz in unserer Zeitschrift bei weitem nicht ausgereicht haben. Denen, die weiter suchen möchten, sei aber wenigstens zur Vermeidung von Doppelarbeit gesagt, welche Jahrgänge ich durchgesehen habe. Es sind 1751, 1752, 1754—1757, 1759, 1762, 1765, 1767, 1769, 1771—1774, 1778, 1780, 1781, 1783, 1785, 1787, 1788, 1791, 1793, 1794, 1798, 1799, 1805 und 1815. Die in Klammern gesetzten Zahlen hinter „Sp.“ bezeichnen die Spalten des jeweiligen Jahrgangs, denen die Angaben entnommen sind.

1. Die Frauentracht

Bei der Erörterung über die in Steckbriefen und Diebstahlanzeigen erwähnten Kleidungsstücke der Frauen und Mädchen sollen hier diejenigen Teile der Kleidung unberücksichtigt bleiben, die wegen der schier unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Stoffarten, Farben und Ziermuster untypisch erscheinen und mehr den persönlichen Geschmack der Trägerinnen und deren wirtschaftliche Leistungsfähigkeit verraten als die Einordnung in einen allgemein verbindlichen Stil einer Volkstracht im engeren Sinne. Das waren die Wämser, im 18. Jahrhundert Kamisöler genannt, die den Oberkörper über dem Hemd bedeckten, die Schultertücher, im 18. Jahrhundert als Halstücher bezeichnet, und die Mützen. Die weitgehende Einheitlichkeit, die sich in der Bevorzugung der schwarzen Farbe für Schultertücher und Bandmützen bei der ostfälischen Tracht des 19. Jahrhunderts zeigte, war im 18. Jahrhundert noch nicht vorhanden, und bei den Wämsern hat sich die regellose Vielfalt des 18. sogar bis zum Aussterben der Tracht in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten. Das wird einem besonders deutlich, wenn man sieht, daß unter den mehr als 100 Frauenwämsern aus Ostfalen, die ins Braunschweigische Landesmuseum gelangt sind, nur ganz wenige einander in Stoffart, Farbe und Muster völlig gleichen. Von den für die ostfälische Frauen- und Männertracht des 19. Jahrhunderts so charakteristischen weißen Freesen, den breiten, gefältelten und zum Teil mit Spitzen gesäumten Hemdkragen, ist vor 1800 überhaupt nicht die Rede, sei es nun, daß sie sich unter der Bezeichnung der „Halshemden“ verbargen, sei es, daß diese auffällige Art der großen Kragen damals noch ungebräuchlich war. So bleiben als Zeugnisse für die Hauptmerkmale der Frauen- und Mädchentracht im 18. Jahrhundert nur die Röcke, Schürzen und Strümpfe zu betrachten.



Bäuerin aus dem
südlichen Niedersachsen
um 1835
Aq. Tuschzeichnung,
wohl von H. Brämer, Kassel



Bauer und Bäuerin
aus der Gegend von Hannoversch-Münden
um 1835
Aq. Tuschzeichnung von H. Brämer, Kassel
Originale: Br. Landesmuseum



1) R ö c k e

Rote Röcke werden schon im 18. Jahrhundert aus den verschiedensten Orten Ostfalens innerhalb und außerhalb des Herzogtums Braunschweig erwähnt. Bekleidet waren damit 1751 eine in Wolfenbüttel von der Oker angeschwemmte weibliche Leiche von etwa 20 Jahren (Sp. 1504), 1752 eine aus Seinstedt gebürtige, in Gr. Vahlberg gefangene Neunzehnjährige, die sogar 2 solcher Röcke trug (Sp. 1535), 1754 die 45jährige Ehefrau eines Sergeanten in Thiede (Sp. 552), 1755 eine aus Wanzleben stammende, aus der Haft in Helmstedt entwichene 20jährige Diebin (Sp. 1256) und eine in Lichtenberg geborene Dreiundzwanzigjährige (Sp. 1357), 1756 die Tochter eines Braumeisters in Sommerschenburg bei der Flucht aus Dobbeln (Sp. 1281), 1757 eine 32jährige „blöde“ Frau aus Drütte (Sp. 684) und eine 40jährige Zellerfelderin (Sp. 1244), 1762 eine 13jährige Wolfenbütteler Gärtnerstochter (Sp. 412), 1765 eine aus Blankenburg entwichene 25jährige Dienstmagd (Sp. 298), 1769 eine aus Lochum stammende, in Steinbrück gefangene Kindesmörderin (Sp. 168) und eine in St. Andreasberg geborene 24jährige Magd bei der Entweichung aus dem Dienst in Schöningen (Sp. 176), 1772 eine in Gifhorn inhaftierte, etwa 28jährige Vagabundin (Sp. 504), 1773 eine aus Börßum stammende, in Schöppenstedt gefangene Diebin (Sp. 1160), 1774 eine aus der Haft in Salder entflohene Zwanzigjährige (Sp. 952), 1780 die als vermißt gemeldete 30jäh-

rige, „melancholische“ Ehefrau des Kleinköters Uhte in Lesse (Sp. 182), 1788 die wegen Diebstahls flüchtige, etwa 40jährige Ehefrau eines Tagelöhners in Königslutter (Sp. 1221), 1793 die verschollene 49jährige Ehefrau eines Schmiedes in Holzminden (Sp. 1728), 1798 eine aus Elbingerode im Harz stammende, auf dem Amtshof in Blankenburg dienende Viehmagd (Sp. 1207), 1799 eine 37jährige Zellerfelder Bergmannsfrau (Sp. 1894) und eine aus der Haft in Königslutter entwichene, über 40 Jahre alte Frau (Sp. 2347), 1805 ein Mädchen aus Zobbenitz (Sp. 2149), eine Wolfenbütteler Gärtnersfrau (Sp. 2286) und eine Magd aus Windhausen am Westharz (Sp. 2692). Auch eine 1802 aus Barbecke entwichene Bauernmagd hatte laut Steckbrief in der Braunschweiger ‚Zeitung für Städte, Flecken und Dörfer‘ (Stück 3 vom 9. Januar) einen roten Rock getragen. Gestohlen wurden rote Röcke 1762 aus der Pfarre in Berklingen (Sp. 422), 1774 aus dem Hause des Opfermanns in Bornum bei Dorstadt (Sp. 1122), 1778 aus dem Schulhaus in Beddingen (Sp. 515), 1783 aus dem Hause des Kotsassen Lippe in Bevenrode (Sp. 763), 1785 aus der Gesindekammer des Stifts Königslutter (Sp. 103), aus dem Hause eines Brinksitzers und Schneiders in Hoiersdorf (Sp. 647) und aus dem Hause eines Kotsassen und Schneiders in Einbeck (Sp. 660), 1799 aus der Pfarre in Lehre (Sp. 498). Soweit Stoffe der roten Röcke genannt werden, waren sie aus Fries (6), Büffel bzw. Püffel (6), Flanell (2), Boye bzw. Boje (2), Tamis (1), Gros de tour (1), Taffent (1), Kamelott (1), Futterwand (6), Fünfkamm (1) und schlicht Wolle (1). Zweimal wird auch der von den roten Röcken des 19. Jahrhunderts als „Trump“ wohlbekannte waagerechte Besatz von breitem grünen Bande am unteren Ende der Röcke schon im 18. Jahrhundert erwähnt, und zwar 1774 von Bornum und 1798 von Zobbenitz. Noch über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück reichen 2 Belege für rote Röcke in Nachlaßinventaren, nämlich aus der kleinen Ackerbürgerstadt Gröningen bei Halberstadt von 1733 ⁴⁾ und aus Braunschweig von 1400 ⁵⁾.

Neben den mehr zufälligen Zeugnissen über rote Röcke einzelner Personen gibt es aber frühe Nachrichten darüber, daß der rote Rock zur allgemein üblichen Tracht der Frauen und Mädchen eines ganzen Dorfes gehörte. So schreibt der Bereler Pastor 1774 in einem Bericht an den Konsistorialrat Hassel über die Kleidung seiner Pfarrkinder ⁶⁾: *„Die Frauenspersonen tragen kurzschössige Wämser und rote futtertuchene Röcke des Werktags, des Sonntags insgemein schwarze Wämser und Röcke, weil schwarz der Berelschen Leibfarbe ist und sie in die schwarze Tracht einen großen Theil der Ehrbarkeit setzen.“* Der andere Bericht findet sich in der Atzendorfer Chronik des Pastors Samuel Benedikt Carsted von 1761/62. Er schreibt in § 63 u. a. von der Kleidung der Weiber an den dritten Festtagen, die der an den Sonntagen glich ⁷⁾: *„Die ledigen Weibsleute kommen alle in neuen rothen Frießröcken, die unten mit grünen Bande eingefast, blauen Schürzen, davon der Querl angeneht, mit Halshemden mit großen Ermeln und ohne Untermütze.“* Auch die Mädchen, die noch zur Schule gingen, trugen nach § 61 der Atzendorfer Chronik *„alle schwarze Müzen ohne Untermützen, ein Mieder von allerley Farbe und rothe Frießröcke mit blauen Schürzen“*, desgleichen nach § 62 die schulentlassenen Haustöchter und Dienstmägde *„täglich und des Sonntags“*. Aber an den Festtagen gehen nach § 63 *„alle Weibsleute schwarz mit weißen Schürzen so, wie sie zum h. Abendmahl zu gehen pflegen“*. Nur die alten Frauen *„bleiben bey ihrer schwarzen Tracht ein vor allemahl, es mag Sonntag oder Festtag seyn“*. Zum Schluß der Bemerkungen über die Frauentracht in § 63 sagt

Carstedt: „Überhaupt haben die meisten so viel Röcke über einander, die alle voller Falten, daß es Wunder ist, daß sie darin gehen können“.

Wenn wir die vorstehend genannten Belege für rote Röcke nach ihrer landwirtschaftlichen Verteilung im ostfälischen Raum ordnen und dabei von der Voraussetzung ausgehen, daß weit herumgekommene Frauen und Mädchen bei ihrer Inhaftierung in der Regel nicht die an ihrem letzten Aufenthaltsort übliche, sondern die von ihrer Heimat her gewohnte Kleidung, getragen haben dürften, so ergibt sich folgendes Verbreitungsbild: Im Osten hin sind die roten Röcke nachzuweisen bis zu einer Linie von Atzendorf im Kr. Calbe an der Saale über Wanzleben in der Magdeburger Börde und Kl. Ammensleben zwischen Haldensleben und Womirstedt nach Zobbenitz im Amt Calvörde östlich der oberen Ohre, im Norden bis zu einer Linie von Zobbenitz nach Gifhorn, im Westen bis Holzminden und Einbeck im Weserbergland, im Süden von Einbeck über Windhausen bei Gittelde am westlichen Harzrande, St. Andreasberg, Elbingerode und Blankenburg bis Atzendorf. Die zunächst vielleicht überraschende Feststellung, daß auch in den obersächsisch besiedelten Bergstädten des Oberharzes, St. Andreasberg und Zellerfeld, der rote Rock heimisch war, findet ihre Bestätigung durch die Beschreibung des Harzes von Chr. W. J. Gatterer aus den Jahren 1792/93, wo es auf S. 30 ff. des 4. Bandes u. a. über die Harzer Botenfrauen heißt ⁸⁾: „Die gewöhnliche Tracht der Landgängerinnen, das sind die Trägerinnen, die sich vom Lasttragen bis auf viele Meilen weit vom Harze und vom Botengehen nähren, kommen in ihrer schlechten Kleidung miteinander vorzüglich darin überein, daß sie alle — meistens rote — bis über die Knie in die Höhe aufgebundene Röcke anhaben.“ Bildlich veranschaulicht wird die Kleidung Harzer Botenfrauen jener Zeit durch einen undatierten kolorierten Kupferstich, der eine solche Frau mit rotem Rock an einem Steinbruch vorbeigehend zeigt ⁹⁾.

Die Vorliebe der ostfälischen Landbevölkerung für die rote Farbe in der Kleidung offenbart sich auch darin, daß nicht selten **rotgestreifte Röcke** neben den ganz roten erwähnt werden. Solche trugen 1751 eine 22jährige Bodenwerderin bei ihrer Flucht aus Hehlen (Sp. 632) und eine aus Teichhütte am Westharz stammende Magd bei ihrer Flucht aus Braunschweig (Sp. 695), 1754 eine aus Goslar gebürtige Magd bei ihrer Flucht aus Wolfenbüttel (Sp. 1576), 1755 eine in Seesen geborene Magd bei ihrer Flucht aus Wolfenbüttel (Sp. 1535) und eine aus Blankenburg stammende Magd des Klosters Riddagshausen (Sp. 80). 1756 eine 22jährige Diebin aus Eime im Kr. Alfeld bei ihrer Flucht aus Lauenstein (Sp. 670), 1757 eine 30jährige Kindesmörderin aus Lütgenade, die im Amt Forst inhaftiert war (Sp. 596), 1759 eine in Erkerode beobachtete Betrügerin unbekannter Herkunft (Sp. 1097), 1762 eine 18jährige Magd aus Lauenförde bei ihrer Flucht aus Meimbrenen (Sp. 228), 1772 eine 39jährige Frau aus Hohenhameln bei ihrer Flucht aus Braunschweig (Sp. 13), 1793 eine 13jährige Magd des Klosters Riddagshausen (Sp. 294) und eine Fümmler Müllerstochter bei ihrer Flucht aus Wolfenbüttel (Sp. 1599), 1798 eine 14jährige Braunschweigerin vom Werder (Sp. 1959). Gestohlen wurden rotgestreifte Röcke 1754 aus dem Wirtshaus in Immenrode (Sp. 1632), 1762 aus der Pfarre in Berklingen (Sp. 422) und aus dem „Bergkrug zur Wolfesburg“ (Sp. 147), 1773 in Braunschweig (Sp. 619), 1774 aus dem Krug in Emmerstedt (Sp. 804), 1778 in Braunschweig (Sp. 45), 1780 aus dem Hause des Kotsassen Brune in Gr. Brunsrode (Sp. 148 f.), 1785 aus der Kammer einer „armen Dienstmagd“ in Hasselfelde (Sp. 1020 f.) und 1791 aus dem Krug in Gr. Twülpstedt (Sp. 718 f.). Als Stoffe

dieser rotgestreiften Röcke werden sechsmal Baumwolle, zweimal Flanell, je einmal Vierdraht, Beiderwand, selbstgemachtes Zeug, Kamelott und Sarge genannt, also solche, die weniger kostspielig waren als die der ganz roten Röcke und daher den Einkommensverhältnissen der Diensthofen eher entsprachen.

Gegenüber den roten und rotgestreiften Röcken treten solche von anderer Farbe in den Steckbriefen und Diebstahlsanzeigen stark zurück. Wo schwarze erscheinen, handelt es sich wohl um Bestandteile der überall gleichmäßig geltenden Feiertags- oder Abendmahlstracht, die hier außer Betracht bleiben soll.

¹⁾ Andree, Richard: Braunschweigische Bauerntrachtenbilder (in: Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Braunschweig 1898; hier S. 123 ff. — Jesse, Wilhelm: Carl Schröder und seine Darstellungen der Braunschweigischen Volkstracht (Schriftenreihe des Städtischen Museums Braunschweig ohne Nr.). Braunschweig 1933. — Spies, Gerg: Braunschweiger Volksleben nach Bildern von Carl Schröder, hrsg. v. Städt. Museum Braunschweig. Braunschweig 1967. — ²⁾ Böhme, Karl: Aus dem alten Rábke (in Braunschweigische Heimat 44. Jahrg., 1958, — 46. Jahrg., 1960); hier 1959, S. 120 f. u. 1960, S. 52 f. — ³⁾ Fuhse, Franz: Beiträge zur Braunschweiger Volkskunde (in: Kalender für 1911 der Buchdruckerei Julius Krampe). — ⁴⁾ Beyte: Geschichte der Stadt Gröningen. Gröningen 1934; hier S. 218 ff. — ⁵⁾ Stadtarchiv Braunschweig I A 4, I. — ⁶⁾ Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Landschaftl. Bibliothek Nr. 1225, Bd. 4. — ⁷⁾ Carsted, S. M.: Atzendorfer Chronik, bearbeitet v. E. Stegmann (= Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaats Anhalt, Neue Folge, Bd. 6). Magdeburg 1928. — ⁸⁾ zitiert nach Nickel, Rudolf: Harzer Trachten, Hrsg. v. Goslarer Museumsverein 1968; hier S. 17. — ⁹⁾ Graphisches Blatt im Braunschweigischen Landesmuseum f. Geschichte u. Volkstum.

(Fortsetzung folgt)

AUS DER *HEIMAT*PFLEGE

Die letzten Reiher der Heimat

Von H. M. H u m b u r g

Vor genau einem Vierteljahrhundert wurde die „Grüte“, ein Bauernwäldchen im Bereich des heutigen salzgitterschen Stadtteils Ohlendorf, zum Landschaftsschutzgebiet erklärt. Diese Maßnahme sollte dazu beitragen, eine der letzten Reiherkolonien unserer Heimat vor dem Schicksal der Vernichtung zu bewahren.

Solche Hilfe schien dringend vonnöten. Die vor wenigen Jahren von der niedersächsischen Landesforstverwaltung vorgenommene Überprüfung und Zählung der bebrüteten Horste ließ erkennen, wie kärglich die Reste dieser einst so weitverbreiteten Vogelart geworden sind. Die kritische Situation in der „Grüte“ erhellt eindeutig aus der Feststellung, daß hier nach dem 1. Weltkrieg 20 mit Jungen besetzte Horste bestanden. Vor fünf Jahren waren noch zwölf Brutpaare vorhanden, — und seitdem hat sich die Zahl der stattlichen Großvögel in bedenklicher Weise weiter vermindert.

Mit der ganzjährigen Schonung, wie sie erfreulicherweise für den Verwaltungsbezirk angeordnet ist, war der weitere Schwund allein nicht aufzuhalten. Daher bewirkten im Vorjahr Waldbesitzer, Naturschutzbehörde, Jagdorgane und die Vogelschutzstation Braunschweig die Sperrung des Gehölzes in der Zeit vom 1. Februar bis zum 31. Juli jedes Jahres. Hinweistafeln und verstärkte Auf-

sicht unterstützen das Verbot, während dieser Zeit Wald und Wege zu betreten, um so die Nistplätze vor Zerstörungen, das Brutgeschäft und die Aufzucht der Jungen vor Störungen zu schützen.

Jahrhunderte hindurch, seit der naheliegende, einst zur Sicherung der Feste Liebenburg geschaffene große „Mahner Diek“ den prächtigen Großvögeln und ihrem Nachwuchs reichlich Nahrung bot, gab die Grüte den grauen Reiher eine Heimat. Auch dann noch, als der weitflächige tiefe See längst verlandete, blieben sie den angestammten Brutplätzen treu — bis in die Gegenwart hinein. Ihr stellt sich nun die verpflichtende Aufgabe, sie durch verständnisvolle Hilfe vor dem Aussterben zu retten.

Neue prähistorische Scherbenfunde in Roklum

Von Bernd-Uwe Meyer

Dicht um Roklum — besonders südwestlich vor dem Dorf — zeugen mehrere Siedlungsplätze mit vor- und frühgeschichtlichen Keramikfunden von einer frühen und guten Besiedlung dieser fruchtbaren Bruchrandegend.

Aus der Epoche der Römischen Kaiserzeit stammen bisher mindestens vier Siedlungen südwestlich und südlich vor Roklum; ein Siedlungsplatz befindet sich unmittelbar am westlich-südwestlichen Dorfrand.

Ein weiterer Platz, auf dem vor etwa 2000 Jahren Menschen lebten, befindet sich östlich von Roklum — zwischen Roklum und Winnigstedt — auf der Gemarkung „Hellewiese“.

Zahlreiche Scherben der vorhandenen Siedlungen dieser Epoche sind verziert mit Eindrücken, Tupfen, feinen Linien oder Einstichen und Kammstrichen. Gefunden habe ich auch einen Denar der Faustina der Älteren (gestorben 140/141 n. Chr.)¹⁾.

In den letzten drei Jahren (bis heute) habe ich vorwiegend mein Augenmerk auf Erdbewegungen und Bauplätze im Ort gerichtet. Das mit Erfolg! In der „Siedlung“ östlich im Dorf befindet sich eine weitere Siedlungsstätte der Römischen Kaiserzeit; Franz Niquet aus Wolfenbüttel datierte diese Funde in das 1. bis 4. Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung. Die Keramikreste aus der „Siedlung“ sind vorwiegend mit Fingernageleindrücken, kleinen Einstichen oder Tupfen versehen. Vorhanden ist von hier auch eine Scherbe von einem Siebgefäß, mit dem die Menschen vor rund 2000 Jahren ihren Käse hergestellt haben.

Weitere kaiserzeitliche Keramikreste wurden von mir in den Frühjahrsmonaten 1975 und 1976 fast in der Dorfmitte aufgelesen; sie kommen von einem Grundstück in der „Tietwete“, die in der Mitte des Ortes in Richtung Westen von der „Hauptstraße“ wegführt. Hier wurde ein relativ altes Haus niederge-rissen. Auf der gleichen Stelle wurde ein neues Gebäude errichtet.

Es ist immer wieder lohnend, genauestens auf Erdbewegungen zu achten.

¹⁾ Meyer, B.-U. und Niquet, F.: Ein Denar Faustina der Älteren von der kaiserzeitlichen Siedlung am Tönneckenborn, Gemarkung Wetzleben, Kr. Wolfenbüttel. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte. 37, 1968.

Sind unsere Kriechtiere und Lurche noch zu retten?

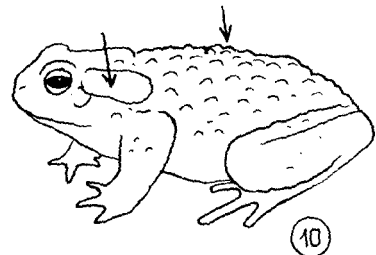
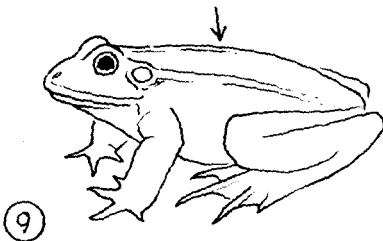
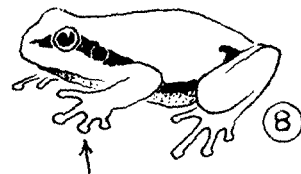
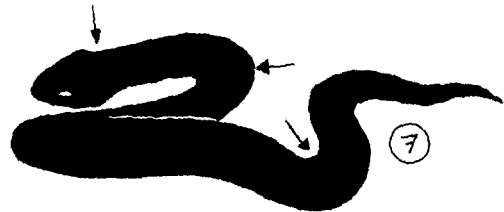
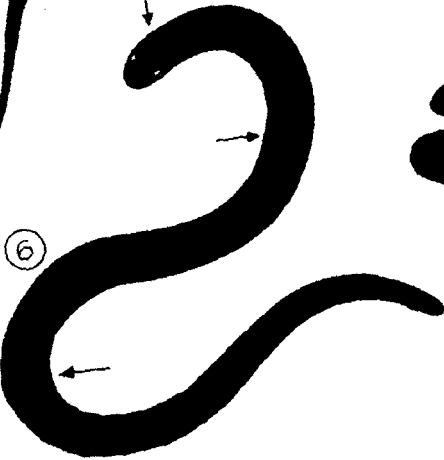
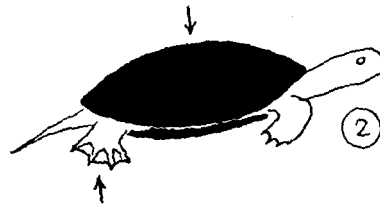
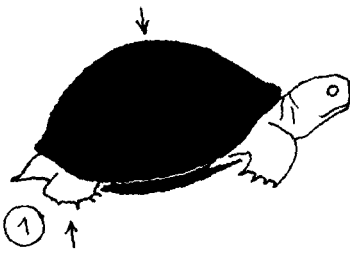
BESTIMMUNGSSCHLÜSSEL

Von Hagen Schmidt

(Schluß)

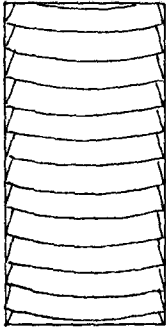
I Reptilien und Amphibien

- 1 a Körper in einen Panzer eingeschlossen (1) (2) 2
b Körper mit hornigen Schuppen und Schildern bedeckt (3) (6) (7) (11)–(17) 4
c Körper mit glatter oder warziger, drüsenreicher Haut bedeckt 7
- 2 a Panzer flach, schwarz mit gelber Punktfleckenzeichnung, Hinterfüße mit Schwimmhäuten, langer Schwanz (2)
Sumpfschildkröte *Emys orbicularis*
b Panzer hochgewölbt, gelbbraun mit dunklen Flecken, keine Schwimmhäute, kurzer Schwanz (1) 3
- 3 a Füße mit 4 Zehen, relativ flacher, aber ausgesprochen rundlicher Panzer.
Import: *Vierzehenschildkröte* *Testudo horsfieldi*
b Füße mit 5 Zehen, Schwanzschild geteilt (18), Schwanzspitze mit hornigem Endstück
Import: *Griech. Landschildkröte* *Testudo hermanni*
c Füße mit 5 Zehen, Schwanzschild ungeteilt (19), kegelförmige Schuppen an der Rückseite der Hinterbeine, Schwanzspitze ohne horniges Ende
Import: *Maurische Landschildkröte* *Testudo graeca*
- 4 a Körper mit 4 Beinen, Zehen mit Krallen (3) 5
b Körper ohne Gliedmaßen, Augenlider verschließbar, Unterseite mit mehreren Längsreihen von Bauchschildern (6) (12), vergl. (7) (11)
Blindschleiche *Anguis fragilis*
c Körper ohne Gliedmaßen, Auge von durchsichtiger Hornschuppe bedeckt, nicht verschließbar, Unterseite mit nur einer Längsreihe von Bauchschildern (7) (11) (16) (17) 6
- 5 a Ein Schild hinter der Nasenöffnung, Rücken braun mit kleinen hellen und dunklen Punktflecken, z. T. dunkle Längsbänderung an den Körperseiten (15)
Bergeidechse *Lacerta vivipara*
b Zwei Schilder hinter der Nasenöffnung, Oberseite braun mit schwarzen, weißgekernten Flecken, Körperseiten der Männchen gelblich bis grün
Zauneidechse *Lacerta agilis*
- 6 a Senkrechte Pupille, zwei Reihen von Schuppen zwischen Mund und Auge, gekielte Schuppen, dunkles Zickzackband auf dem Rücken, hochgestülpte Schnauzenspitze (16) (14)
Kreuzotter *Vipera berus* Giftig!
b Runde Pupille, Schuppen gekielt, gelbe oder weißliche Nackenflecken, Grundfarbe grau, eine Schuppenreihe zwischen Mund und Auge, drei Schuppen hinter dem Auge (14) (17)
Ringelnatter *Natrix natrix*
c Runde Pupille, Schuppen glatt, dunkler Kopfseitenstreif, Grundfarbe braun, zwei Schuppen hinter dem Auge (13), vergl. (17)
Glatt- oder Schlingnatter *Coronella austriaca*

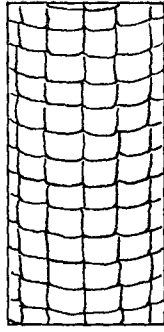


Bestimmungstafel I

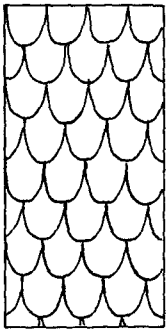
- 7 a Körper mit Schwanz, Zehen ohne Krallen (4) (5) 8
b Körper ohne Schwanz (8) (9) (10) (24) (32) 11
- 8 a Ober- und Unterseite schwarz mit gelben Flecken und Streifen, Schwanzquerschnitt rundlich (4)
Gebänderter Feuersalamander Salamandra sal. terrestris
b Schwanzquerschnitt länglich mit oberer und unterer Kante, Schwanz seitlich abgeplattet (5) (20)–(23) (28)–(31) 9
- 9 a Unterseite einfarbig gelblich bis rot, ungefleckt, Oberseite schiefergrau, grünlich bis braun, Männchen mit glattem, flachen schwarzgelben Rückensauk und blauen Körperseiten (21) (29)
Bergmolch Triturus alpestris
b Unterseite schwarz-gelb, Oberseite schwarz-braun, Körperseiten mit kleinen weißen Punktflecken, Männchen mit an der Schwanzwurzel unterbrochenem gezackten Hautkamm und silbrigem Schwanzseitenstreif (23) (28)
Kammolch Triturus cristatus
c Oberseite braun, Männchen mit durchgehendem glatten oder gezackten Rückenamm (20) (22) 10
- 10 a Kehle stets ungefleckt, Bauch ohne oder nur mit spärlichen kleinen dunklen Flecken, mittlere Bauchzone ungefleckt, Körper der Männchen mit Seitenkanten, glattem Kamm und Schwanzfaden (22) (30)
Fadenmolch Triturus helveticus
b Kehle und Bauch, auch Bauchmitte, gefleckt, Männchen mit gezacktem Rückenamm (20) (31)
Teichmolch Triturus vulgaris
- 11 a Füße ohne Haftscheiben an den Zehenspitzen 12
b Füße mit Haftscheiben, Oberseite grün, farbwechselnd in braungrau, mit schwarzem Körperseitenstreifen von der schmutzigweißen Unterseite abgesetzt (8)
Laubfrosch Hyla arborea
- 12 a Pupille senkrecht (26) 13
b Pupille herzförmig, auffallend farbige Unterseite (24) 14
c Pupille waagerecht (9) (10) 15
- 13 a Konvexer Kopf, Trommelfell nicht sichtbar, hornige Grabschaufel auf der Unterseite der Hinterfüße (25) (26)
Knoblauchkröte Pelobates fuscus
b Oberseite grau, Trommelfell sichtbar, aber undeutlich
Geburtshelferkröte Alytes obstetricans
- 14 a Unterseite schwarzgrau mit orangegelben bis roten Flecken und kleinen weißen Punkten, Oberseite mit flachen Warzen
Rotbauchunke Bombina bombina
b Unterseite schwarz mit gelben Flecken, Oberseite mit stachelspitzigen Warzen
Gelbbauchunke Bombina variegata
- 15 a Oberseite warzig mit deutlichen Ohrdrüsen (10) 16
b Oberseite glatt ohne Ohrdrüsen, mit oder ohne Drüsenleiste an den Körperseiten (9) 18
- 16 a Schwefelgelbe Längslinie auf der Rückenmitte
Kreuzkröte Bufo calamita
b Körperoberseite ohne Längslinie



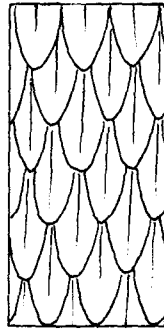
11



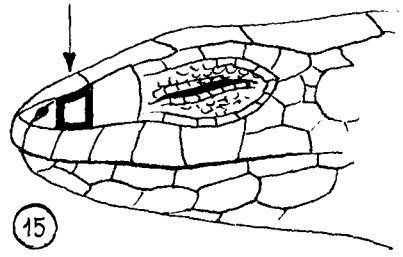
12



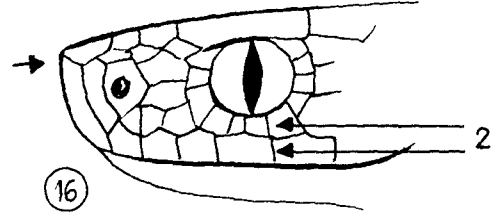
13



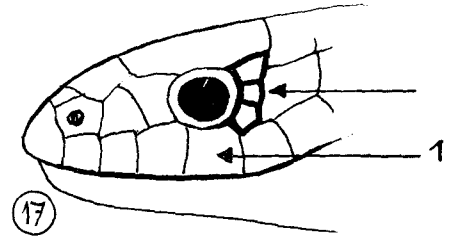
14



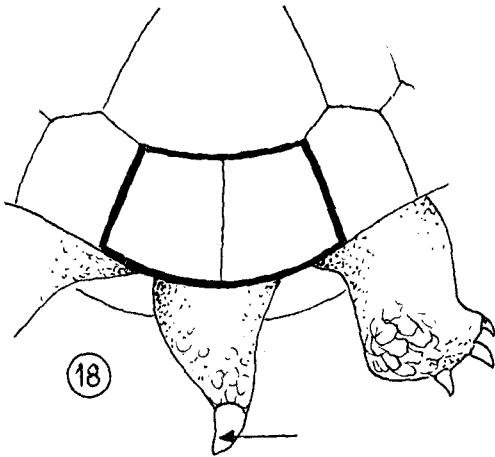
15



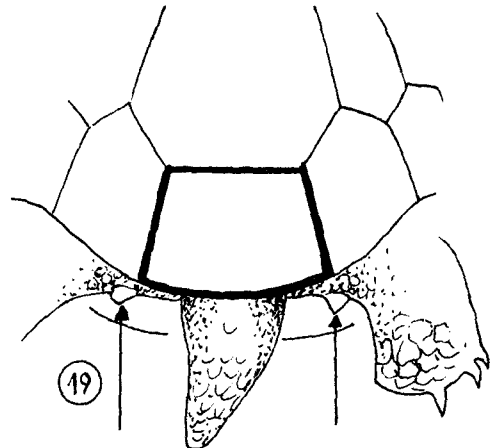
16



17



18



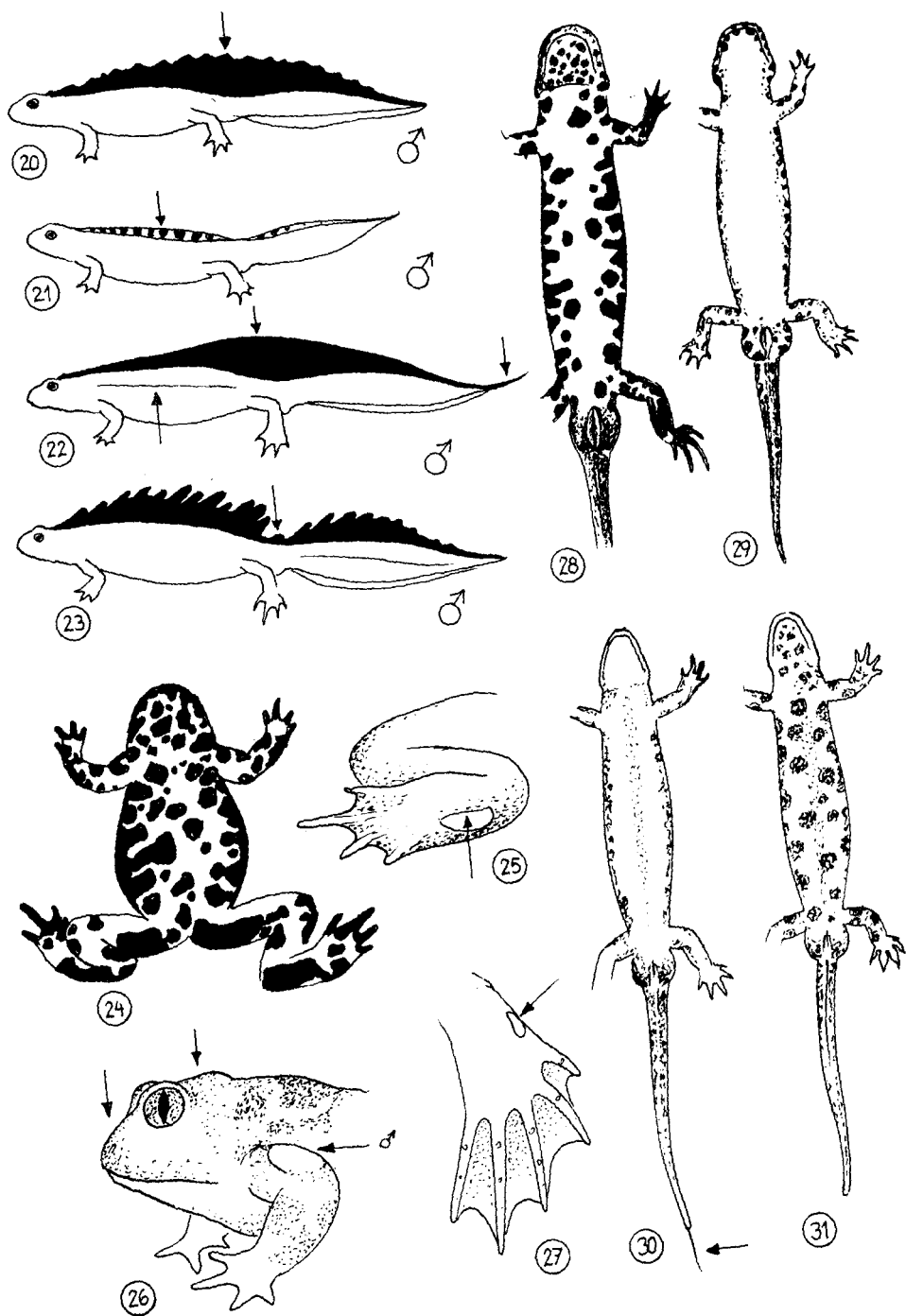
19

Bestimmungstafel II

- 17 a Iris rotbraun, Oberseite gelb-, rot- oder graubraun bis olivfarbig, oft mit dunklen Flecken
Erdkröte *Bufo bufo*
- b Iris gelbgrün, Oberseite grau mit dunkleren olivgrünen Flecken
Wechselkröte oder Grüne Kröte *Bufo viridis*
- 18 a Oberseite grün bis olivbraun, Schwimmhäute bis zu den Zehenspitzen reichend (27) 19
- b Oberseite braun, Schwimmhäute nicht bis zu den Zehenspitzen reichend 20
- 19 a Oberseite olivgrün bis braun, Hinterseite der Oberschenkel hellgrau mit oliv- bis schwarzbrauner Marmorierung, Höcker auf der Unterseite des Hinterfußes vor der ersten Zehe klein, kürzer als die halbe Länge der Innenzehe, Schallblasen rauchgrau, vergl. (27)
Seefrosch *Rana ridibunda*
- b Oberseite grasgrün bis braun, Hinterseite der Oberschenkel gelblichgrün mit schwarzbrauner Marmorierung, Höcker auf der Unterseite des Hinterfußes vor der ersten Zehe groß, etwa halb so lang wie die Innenzehe, Schallblasen weißlich (27)
Wasserfrosch *Rana esculenta*
- 20 a Fersengelenk reich meist nur wenig über das Auge hinaus, Unterseite meist gefleckt, ohne markante dunkle Flecken auf den Körperseiten (33) — — — G
Grasfrosch *Rana temporaria*
- b Fersengelenk reicht bis zur Schnauzenspitze, Oberseite oft mit hellem Rückenstreif, Unterseite ungefleckt, Körperseiten mit dunklen Flecken (32) — — — M
Moortfrosch *Rana arvalis*
- c Fersengelenk reicht über die Schnauzenspitze hinaus, Körperseiten ohne Flecken, Unterseite meist ungefleckt (32) — — — S
Springfrosch *Rana dalmatina*

II Amphibienlaich

- 1 a Eier einzeln an Blättern lebender Wasserpflanzen, Blätter meist das Ei umschließend (39) (40)
Wassermolche: alle Arten, Differenzierung nicht möglich
- b Eier offen an Wasserpflanzen, einzeln oder zu wenigen nebeneinander, auch an abgestorbenen Halmen (35)
Rotbauchunke oder Gelbbauchunke, Differenzierung nicht möglich
- c Eier in Ballen oder Schnüren (34) (36) (37) (38) 2
- 2 a Laich in Schnüren 3
- b Laich in Ballen 6
- 3 a Laichschnüre mit 20—100 großen gelblich-braunen Eiern, Männchen trägt sie um die Hinterbeine gewickelt mit sich herum (36)
Geburtshelferkröte
- b Laichschnüre kurz, 15 bis 50 cm lang, etwa 15 mm dick, Eier vielreihig und unregelmäßig angeordnet (37)
Knoblauchskröte
- c Laichschnüre länger 4

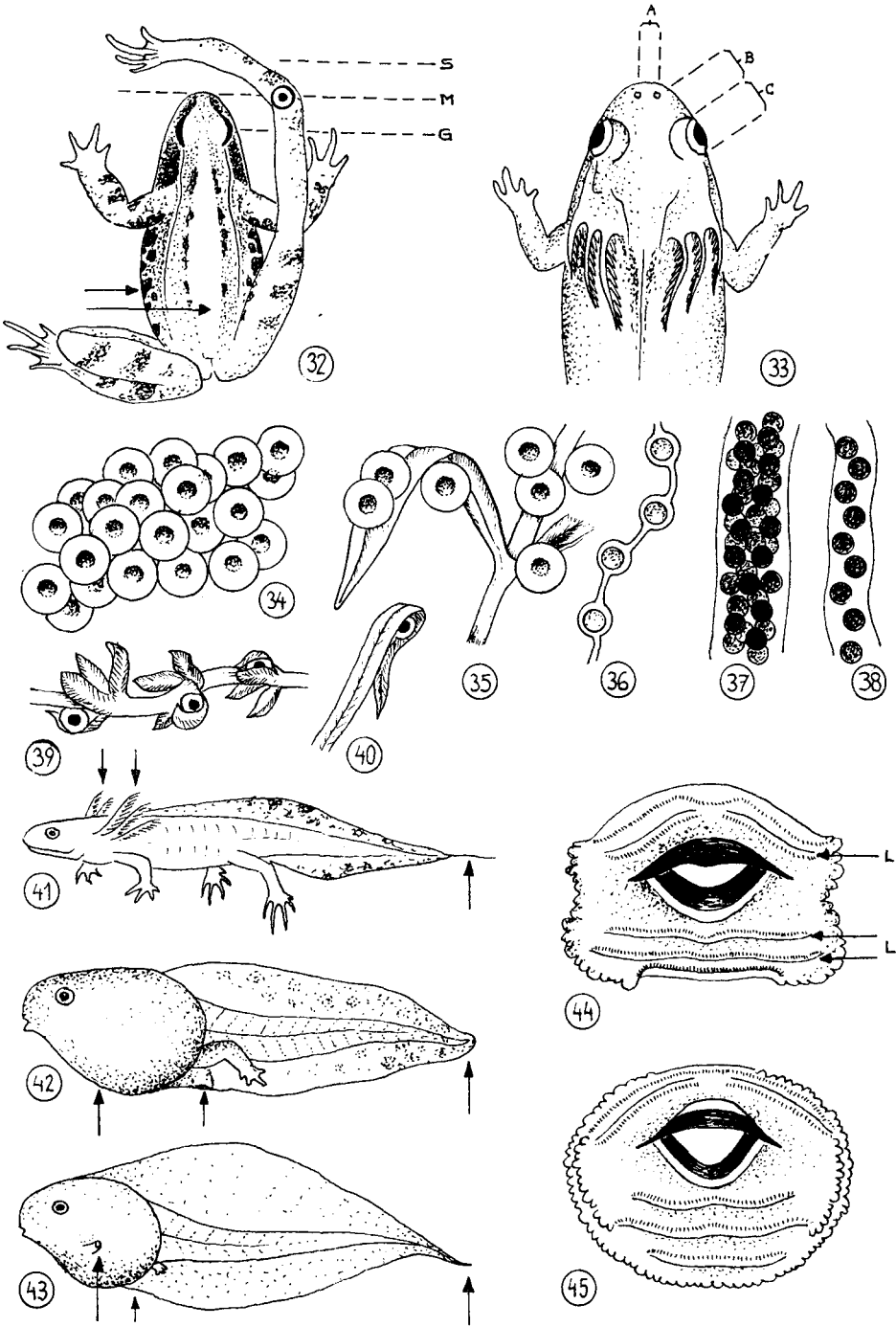


Bestimmungstafel III

- 4 a Laichschnüre 1—5 m lang, Eier 2—4reihig angeordnet 5
 b Laichschnüre bis 1 m lang, etwa 6 mm dick, 3000—4000 schwarze, aschgrau gefleckte Eier in 1—2 Reihen angeordnet (38)
Kreuzkröte
- 5 a Laichschnüre bleistift dick, 5000—7000 schwarze Eier, März—April
Erdkröte
 b Laichschnüre dünner, 10 000—12 000 kleine bräunliche Eier, Mai—Juni
Wechselkröte
- 6 a Laich in kleinen walnußgroßen Ballen, 800—1000 gelblichweiße, oben braun-graue Eier
Laubfrosch
 b Laich in großen eireichen Ballen 7
- 7 a Laichballen zuerst am Grund des Gewässers, dann aufsteigend, Eier 2—3 mm groß, oben schwärzlich Februar—April, 3000—4000 Eier
Grasfrosch
 b Laich nicht aufsteigend
- 8 a Laichballen mit bis zu 10 000 unten gelblichen und oben braunen 1—1,7 mm großen Eiern
Wasserfrosch
 b Laichballen mit höherer Eizahl
Seefrosch
 c Laichballen mit bis zu 2000 unten weißlichen Eiern 9
- 9 a Laichballen mit 600—1200 Eiern, April—Mai, Eier oben schwarz, unten weißlich, scharf von der Oberseite abgegrenzt
Springfrosch
 b Laichballen mit 1000—2000 Eiern, März—April, Eier oben bräunlich unten weniger scharf abgesetzt weiß
Moorfrosch

III Amphibienlarven

- 1 a Larven mit drei äußeren Kiemenästen (41) (33) 2
 b Larven ohne äußere Kiemen (42) (43) 5
- 2 a Schwanzende abgestumpft, je ein gelblicher Fleck am Ansatz der Beine, Länge 25—70 mm
Feuersalamander
 b Schwanzende in eine fadenförmige Spitze auslaufend, Zehen und Finger lang (41)
Kammolch
 c Schwanzende anders gestaltet 3
- 3 a Schwanzende abgestumpft, winziger stachelförmiger Fortsatz, Längsdurchmesser des Auges etwa gleich dem Nasenlochabstand $A = C$ (33)
Bergmolch
 b Schwanzende zugespitzt, ohne Fortsatz, Längsdurchmesser des Auges größer als der Nasenlochabstand $A < C$ (33) 4
- 4 a Nasenlochabstand und Abstand zwischen Nasenloch und Auge kleiner als der Längsdurchmesser des Auges $A < C$, $B < C$ (33)
Fadenmolch



Bestimmungstafel IV

- b Nasenlochabstand kleiner als der Längsdurchmesser des Auges, dieser etwa ebenso groß wie der Abstand zwischen Nasenloch und Auge $A < C$, $B = C$ (33)
Teichmolch
- 5 a Kiemenloch an der Bauchmitte (42) 6
b Kiemenloch an der linken Körperseite (43) 8
- 6 a Kiemenloch näher dem Vorderende als dem Hinterende des Körpers
Geburtshelferkröte
b Kiemenloch näher dem Hinterende als dem Vorderende des Körpers 7
- 7 a Mundfeld dreieckig
Rotbauchunke
b Mundfeld elliptisch
Gelbbauchunke
- 8 a Afteröffnung in der Körpermitte 9
b Afteröffnung nach rechts gerichtet 13
- 9 a Kiemenloch gerade nach hinten gerichtet, Schwanzende abgerundet, Körper relativ flach 10
b Kiemenloch schräg aufwärts gerichtet, Schwanzende zugespitzt, Körper rundlich, bis 180 mm groß
Knoblauchschröte
- 10 a Mundfeld eckig (44) 11
b Mundfeld rundlich (45) 13
- 11 a Mund viel schmäler als Augenabstand, zweite Reihe der oberen Lippenzähnen sehr weit unterbrochen, Größe maximal 30 mm
Kreuzkröte
b Mund etwa so breit wie der Augenabstand, zweite Reihe der oberen Lippenzähnen nur kurz unterbrochen (44) 12
- 12 a Oberseite schwarz, Unterseite grau, Augenabstand doppelt so groß wie der Nasenlochabstand, oft in großen Schwärmen ziehend
Erdkröte
b Oberseite grau, Unterseite weißlich, Augenabstand entspricht dem $1\frac{1}{2}$ -fachen Nasenlochabstand (44)
Wechselkröte
- 13 a Oberer Flossensaum reicht fast zwischen die von oben und unten sichtbaren Augen, Schwanzende zugespitzt, Färbung leicht grünlich (43) (45)
Laubfrosch
b Schwanzsaum reicht nur bis etwa zur Mitte des Körpers, Augen von unten nicht sichtbar 14
- 14 a Mundfeld mit drei unteren Reihen von Lippenzähnen und zwei oder drei oberen Reihen 15
b Mundfeld mit vier unteren Reihen von Lippenzähnen und drei oder vier oberen Reihen 17
- 15 a Abstand zwischen den Augen nur wenig größer als der Nasenlochabstand, Schwanz nur etwas über $1\frac{1}{2}$ mal so lang wie der Körper
Moorfrosch
b Abstand zwischen den Augen etwa doppelt so groß wie der Nasenlochabstand 16

- 16 a Körper von oben elliptisch, Abstand zwischen den Augen höchstens doppelt so groß wie der Nasenlochabstand
Wasserfrosch
- b Körper von oben oval bis birnenförmig, Abstand zwischen den Augen mindestens doppelt so groß wie der Nasenlochabstand
Seefrosch
- 17 a Schwanz höchstens doppelt so lang wie der Körper, Schwanzende abgestumpft
- b Schwanz 2—2½ mal so lang wie der Körper, Schwanzende zugespitzt, dunkler Höcker auf der Mitte des Oberkiefers
Springfrosch

Abbildungsnachweis: Alle Abbildungen vom Verfasser, z. T. in Anlehnung an MERTENS und FROMMHOLD.

Literaturhinweise: E. FROMMHOLD, Wir bestimmen Lurche und Kriechtiere Mitteleuropas, Neumann Verlag, Radebeul, 1959. — R. MERTENS, Kriechtiere und Lurche, Welches Tier ist das? KOSMOS, Franckh'sche Verlagshdlg., Stuttgart, 1952. — L. TRUTNAU, Amphibien und Reptilien Europas, Belser Bücherei „Die Welt der Natur“, 1975.

Zum Tode von Otto Bothe – Salzgitter

Am 28. Juni 1976 verstarb in Nordstemmen der am 26. Dezember 1903 in Wolfenbüttel geborene Schulleiter i. R. Otto Bothe aus Salzgitter-Salder. Jahrzehnte hindurch wirkte er tatkräftig und umsichtig als Pädagoge an der Volksschule in Salder. Schon sehr früh begannen sich neben seiner musikalischen Begabung, die eine fachliche Ausrichtung am Konservatorium in Frankfur/O. erhielt, seine heimatgeschichtlichen Neigungen zu entwickeln.

Durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten wurde Otto Bothe nach dem Zweiten Weltkrieg ein enger Mitarbeiter von Stadtschulrat Franz Zobel, dem großen Sammler, Forscher und Bewahrer der geschichtlichen Überlieferung in Salzgitter. Als Mitstreiter von Franz Zobel nahm Otto Bothe tätigen Anteil am Aufbau der Sammlungen im Städtischen Museum Salzgitter im Schloß Salder. Nach dem Tode von Franz Zobel im Mai 1963 war er der selbstverständliche Nachfolger des Museumsbegründers.

Was sich Franz Zobel erträumte, konnte Otto Bothe nun vollenden und hinterließ der Stadt Salzgitter am Ende seines musealen Dienstes am 31. Dezember 1974 ein auch außerhalb Salzgitters sehr geachtetes Heimatmuseum.

Charakteristisch für Otto Bothe war sein Bestreben, das Museum mit Leben zu erfüllen. Verschiedene Sonderveranstaltungen fanden eine gute Resonanz. In diesem Hause konnte er seinen musikalischen Neigungen nachgehen und wurde ein eifriger Förderer der „Kleinen Schloßkonzerte“ im Fürstensaal und anderer Veranstaltungen des Musikschulwerks Salzgitter e. V.

Die Stadt Salzgitter betrauerte mit dem Ableben von Otto Bothe einen warmherzigen und kenntnisreichen Menschen, der seine Schaffenskraft in den Dienst am Menschen gestellt hatte, sei es, daß er in der Schule oder in seiner zweiten „Bildungsanstalt“, dem Städtischen Museum Salzgitter im Schloß Salder, wirkte.

Wolfram Forche

Neues heimatliches Schrifttum

Julie Sander: *Kulturelles Leben in Mitteldeutschland im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts*. Dargestellt am Gästebuch der Industrie-Töchter-schule in Blankenburg am Harz (1805 bis 1838). Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte. Bd. 24. Braunschweig: Braunschw. Geschichtsverein 1976. 99 S., 4 Taf. Kart. — 15,—DM.

Wer sich für die Geschichte dieser sehr aus dem Rahmen fallenden Industrie-Schule interessiert, der sei ausdrücklich auch auf die Veröffentlichung der Verfasserin im Braunschweigischen Jahrbuch (Nr. 55, 1974, S. 175—205) verwiesen, denn im vorliegenden Buch ist davon weniger die Rede. Hier finden sich die Namen von 785 Besuchern, von der Verfasserin geradezu liebevoll ergänzt durch umfassende biographische Angaben. Dabei wurden selbst Nachforschungen über die Verwandtschafts- und Bekanntschaftsverhältnisse nicht ausgelassen. Durch diese Akribie wurde ein Quellenmaterial aufgeschlossen, dessen Wert gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Für die große Mehrheit der Besucher war wohl der Ruf des Institutes nicht der alleinige Grund für eine Reise nach Blankenburg, dazu hatten zu viele verwandtschaftliche bzw. bekanntschaftliche Beziehungen dort und die große Zahl der jeweils im gleichen Zeitraum ausgeführten Brockenwanderungen spricht auch dagegen. Auch muß man einschränkend vermuten, daß unter den Besuchern sicherlich einige sind, die diesen Besuch nur aus Rücksicht auf andere auf sich nahmen. Trotzdem, wir können durch diese Arbeit — erstmals für unseren Raum — Einblick nehmen in Gesellschaftskreise, welche zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Gespür für notwendige soziale Veränderungen hatten und darauf abzielende Neuerungen zumindest durch ihr Interesse abstützten.

Getreu der Zielsetzung des Institutes, eine Schule für Mädchen aller Stände und Schichten zu sein, finden sich auch Besucher aus allen Kreisen ein, die in jener Zeit bereits Teilhabe an der „neuen Bil-

dung“ hatten, die aufgrund ihrer aufklärerischen Grundstimmung einen hohen Grad von persönlichen Engagement begünstigte. Bei nicht wenigen Besuchern konnte auch der Nachweis eigener Aktivitäten geführt werden, wobei keineswegs nur die Fachgelehrten sich dadurch heraus hoben.

Hinzuweisen ist noch auf unterschiedliche Auswertungen des vorliegenden Materials, welche dem Leser einen guten Einblick in die Vielfältigkeit der zu gewinnenden Erkenntnisse geben werden.

Peter Albrecht

Erich Sinnramm: *Der Kaisersaal zu Bad Gandersheim und seine Gemälde*. Mit einer Einführung von Kurt Kronenberg. Bad Gandersheim: Stadtverwaltung 1976. 88 S., 1 farb., 35 schwarzw. Abb. Kart. — 4,50 DM.

Zu den herausragenden Bauten Bad Gandersheims zählt das 1726—1736 errichtete Abteigebäude mit dem prächtigen barocken Festraum, dem sogenannten Kaisersaal, der 1973 restauriert worden ist.

Die bildliche Ausstattung des Raumes, die sich von der Idee des barocken Ahnensaales herleitet, verdient eine Würdigung wie die vorliegende. Einleitend gibt E. Kronenberg einen Überblick über die Baugeschichte des Abteigebäudes unter besonderer Berücksichtigung des Saales. Darauf folgt ein katalogartiger Überblick über den Wandschmuck, dem sich wiederum die von Erich Sinnramm bearbeitete ausführliche Beschreibung der dort vorhandenen Porträts anschließt. Der Schwerpunkt liegt da auf den genealogischen Zusammenhängen. Aber auch Angaben über die Künstler der Bilder und weiterführende Literatur sind vorhanden. Die Arbeit ist vornehmlich als Führer für Besucher gedacht, verdient aber auch sonst eine Lektüre. Diese wird dadurch erleichtert, daß alle Porträts abgebildet sind.

Wi

Klaus-Walther Ohnesorge: *Wolfenbüttel. Geographie einer ehemaligen Residenzstadt*. Braunschweiger

Geographische Studien. H. 5. Hrsg. von Arnold Beuermann. Göttingen: Erich Goltze 1974. 217 S., 8 Abb. i. Text, 25 Fotos, 33 Tab., 15 Karten. Brosch. — 19,50 DM.

Diese Arbeit hat sich zum Ziel gesetzt, ein möglichst umfassendes Bild der Stadt Wolfenbüttel zu entwerfen und auszuwerten. Viele Bücher ähnlichen Inhaltes sind schon erschienen. Doch in diesem strebt der Verf. einen anderen Weg an. Er setzt Schwerpunkte und stellt im Hauptteil die Genese, die räumliche Entwicklung, die Strukturen und Funktionen der Stadt dar. Einleitend behandelt er zunächst die naturgeographischen Verhältnisse in der Stadt und in der Umgebung Wolfenbüttels in ihrer natürlichen, administrativen und geographisch-funktionellen Abgrenzung und führt nach dieser naturräumlichen Grundlage auf die historische und räumliche Entwicklung — ausgehend von der mittelalterlichen Herrenburg — und beendet diese Betrachtung mit der Entstehung der Stadt Wolfenbüttel aus den Siedlungen vor der Burg, wobei er sein Augenmerk besonders auf die Zeit 1432—1753/4 legt, als Wolfenbüttel die Residenz der Braunschweiger Herzöge war. Die folgenden Kapitel III und IV umfassen die bauliche Struktur des heutigen Stadtbildes mit Grundrissen und Aufrissen, unterteilt in die Bauperioden vor 1880, von 1880—1918, von 1918—1933, von 1933—1939 (1945) und von 1950 (1945) bis in die Gegenwart, und Kap. IV: die wirtschafts- und sozialgeographische Struktur der Stadt Wolfenbüttel von 17454 bis zur Gegenwart als Wirtschaftsgebiet; in der kritischen Beleuchtung der Hofbediensteten, Hofbeamten und Soldaten; und mit Einblick in das sozialgeographische Gefüge und in die damit verbundene funktionale Gliederung für das Jahr 1754. Weitere Kernpunkte sind: die Stadt als Wirtschaftsgebiet; als Konzentrationsgebiet für Gewerbe, Handel, Verkehr; das Gefüge der Stadt und in einer Zusammenfassung die gesamte Gliederung von Wolfenbüttel; die Wirtschafts- und Sozialstruktur der Altstadt 1963, 1970; die Wirtschaftsstruktur der Außenstadt im Jahre 1970; die Verkehrslage; die Zentralität und die zukünftige Entwicklung.

Unterstützt werden diese Untersuchungen durch eine große Zahl guter und ein-

drucksvoller Abbildungen, Fotos, Tabellen und besonders aufschlußreicher z. T. selbstgezeichneter Karten.

In diesem Bande ist eine neue Grundlage geschaffen für jeden, der sich naturgeographisch, historisch, insonderheit stadt- und siedlungsgeschichtlich, aber auch wirtschaftlich und sozialstrukturell mit Wolfenbüttel, speziell mit der „Geographie einer ehemaligen Residenzstadt“, beschäftigen will. Schu.

Wilhelm Thieme: Die Geschichte der Gemeinde Zorge. Walkenried: Verein für Heimatgeschichte Walkenried und Umgebung e. V. 1976. 48 S., 16 Abb. Brosch. 3,— DM.

Die Schrift gibt in rein chronologischer Abfolge einen gedrängten Überblick über Ereignisse aus der Geschichte des Ortes, beginnend mit den frühesten schriftlichen Erwähnungen im Mittelalter und endend 1974. Dazu sind alle erreichbaren handschriftlichen und gedruckten Quellen ausgewertet. Neben Begebenheiten von zeittypischer Relevanz sind auch kleine nur lokalgeschichtliche Ereignisse verzeichnet. So wird Zorges Wandel von der kleinen Kupferhütte über das bedeutendste Hüttenwerk des damaligen Landes Braunschweig bis zum Kurort augenfällig. Eine verdienstvolle Zusammenstellung, die eine schnelle Orientierung ermöglicht. Wi

Hermann Mitgau: Ein Patrizischer Sippenkreis Braunschweigs um 1600. Braunschweiger Werkstücke. Reihe A Bd. 14, der ganzen Reihe Bd. 54. Braunschweig: Waisenhaus 1976. 112 S., 44 Abb. Brosch. 24,— DM.

Der bekannte Altmeister der deutschen Genealogen faßt mehrere bereits veröffentlichte Abhandlungen zusammen, in denen er die Versippung von Patrizierfamilien in Braunschweig und Einbeck — Achtermann, v. Kalm/v. Glümer, Schrader sowie Raven/Dieck (Einbeck) vom 13. bis 17. Jahrhundert behandelt.

Dabei untersucht er besonders 4 Töchterstämme unter den Nachkommen des 1374

hingerichteten Braunschweiger Bürgermeisters Cord Döring. Zu diesen gehört auch der Gandersheimer Abteirat Hermann Curd Schrader (* Gandersheim 1736, † Clus 1736), dessen hier veröffentlichte Ahnentafel ein Musterbeispiel der „Sozialen Inzucht“ bildet.

Veranschaulicht werden diese Zusammenstellungen durch Auszüge aus 13 Leichenpredigten und zahlreiche Bildnisse.

Wilczek

Karlwalter Rohmann: Braunschweig so wie es war. Düsseldorf: Droste 1976. 104 S., 150 Abb. Leinw. 32,50 DM.

In Bild und Text zeigt dieser Band das alte Braunschweig, wie es sich bis zu den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges darbot. Der Verfasser beschränkt sich freilich nicht darauf, die architektonischen Denkmäler der Stadt zu beschreiben, sondern er bietet eine Fülle historischer Fakten. In geschickter Weise sind hohe Politik und Schilderungen aus dem Alltagsleben miteinander verwoben. So vermittelt der Verfasser — mit viel Liebe zum Detail — einen Eindruck von den Besonderheiten des alten Braunschweig. Vieles hat Rohmann aus eigenem Erleben und aus den Berichten von Augenzeugen beisteuern können. Das trägt wesentlich zur Anschaulichkeit und Frische der Darstellung bei und hebt den Band wohltuend von Schriften ähnlicher Art ab, die sich mit der Wiedergabe von Allgemeinplätzen begnügen. Mit viel Liebe ist auch das Bildmaterial, das teilweise aus Privatbesitz stammt, zusammengetragen. Freilich hätte man sich Hinweise auf seine Herkunft gewünscht.

Wi.

Norbert Humburg: Städtisches Fastnachtsbrauchtum in West- und Ostfalen. Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland. H. 5. Münster: Volkskundliche Kommission für Westfalen 1976. 434 S. Brosch. — 12,80 DM.

Diese großräumige Untersuchung, eine Doktorarbeit aus dem volkskundlichen Seminar der Universität Münster, stellt die Entwicklung des Fastnachtsbrauchtums vom Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts dar und gibt Ausblicke auf die Fortführung des Brauchtums bis zur Gegenwart. Ein kurzer Exkurs ist der dörflichen Fastnacht gewidmet. Nach der Darstellung der schwierigen Forschungs- und Quellenlage sowie eingehenden allgemeinen Erklärungen zur Bezeichnung Fastnacht, analysiert der Verfasser die wiederkehrenden Grundelemente des Brauchtums: Diese Abschnitte beschäftigen sich mit den mit Fastnacht verbundenen Rechts- und Zinsverpflichtungen, mit festlichen Gelagen und Speisungen, dann aber mit Maskierung und Verkleidung, Reiter- und sonstigen Fastnachtspielen sowie besonderen Tänzen. Ein besonderes Kapitel erörtert die Bekämpfung des Brauchtums, die bereits im 14. Jahrhundert einsetzte. Eine Schilderung des genauen Ablaufs einer Fastnachtsfeier erlauben die Quellen leider nicht. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß das Brauchtum von Ort zu Ort und im Wandel der Zeit mit wechselnden individuellen Zügen ausgestattet wurde. Die Träger gehörten unterschiedlichen sozialen Schichten an. In Braunschweig etwa wurde das Maskenbrauchtum der „Schoduvel“ vor allem von den Handwerkern der verschiedenen Zünfte getragen, in Hildesheim hingegen ausschließlich von Patriziersöhnen. Dem Untersuchungsteil schließt sich eine umfangreiche Sammlung von Berichten über die verschiedenen Fastnachtsbräuche an. Ein ausführliches Literaturverzeichnis, das auch entlegene Schriften enthält, regt zur weiteren Beschäftigung an. Man vermißt ein Ortsregister, das dem nur an einem räumlichen Teilbereich des Untersuchungsgebietes Interessierten die Benutzung des überaus fleißigen Werkes erleichtert hätte. Obwohl der Schwerpunkt der Arbeit im Westfälischen liegt, so enthält diese auch zahlreiche Hinweise auf die Verhältnisse in den südniedersächsischen Städten, insbesondere in Braunschweig.

MW

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

63. Jahrgang

September 1977

Heft 2

„Wollen Sie einem armen Schüler etwas geben?“ Aus der Geschichte der Kurrenden- Singgemeinschaften im Oberharz

Von Herbert Lommatzsch

Bis 1971 gab es in den beiden Stadtteilen Zellerfeld und Clausthal der seit 1924 vereinigten Bergstadt Clausthal-Zellerfeld je eine „Currende“. Die Bezeichnung „Currende“ kommt von dem lateinischen Wort „currens“ = der Laufende; sie bedeutet, daß es sich hier um eine Gruppe handelt, die singt, während sie durch die Straßen ihrer Wohngemeinde — meist paarweise — geht.

Bei dieser Kurrende handelt es sich um eine der verschiedenen sozialen Selbsthilfeorganisationen, wie sie früher in den Bergstädten geschaffen wurden. Ihr ursprünglicher Teilnehmerkreis und ihr Zweck wird noch heute durch einen Ruf gekennzeichnet, den die Kurrendaner anwenden, wenn sie vor den Haustüren oder in Treppenfluren die Hausbewohner um eine Spende bitten. Dieser Ruf lautet: „Wollen Sie einem armen Schüler etwas geben?“

Die Einrichtung einer Kurrende setzt demnach eine Schule voraus, die nicht nur wohlhabende, sondern auch arme Schüler umfaßt. Freilich muß auch diese Schule so groß sein, daß man aus ihrer Schülerzahl die benötigte Zahl von Sängern auslesen kann. So bestimmt der § 2 einer im Jahre 1726 an der Clausthaler Lateinschule erlassenen Ordnung der „symphoniacorum in choro musico“: „Wer in die Gruppe aufgenommen werden will, muß die Genehmigung des Rektors einholen. Auf dessen Anweisung wird die gesangliche Eignung durch den Kantor überprüft und die als geeignet Erscheinenden werden aufgenommen.“

Schwierig ist es, das Wort „symphonicus“ zu übersetzen. Es meint hier das Mitglied eines mehrstimmigen Gesangchors, in diesem Falle des Schulchors. Über den ursprünglichen Zweck des Schulchors sagt nun der § 1 der Ordnung von 1726: „Obwohl die Wohlfahrtseinrichtung (beneficium) des Musikchors zunächst zu deren Vorteil geschaffen worden ist, die ohne einen Unterhaltszuschuß von Verwandten oder Betreuern sind, damit sie sich Kleidung, Bücher und andere Sachen kaufen können, so ist es doch auch üblich, daß auch diejenigen, welche nicht so arm sind, sich hier musikalisch weiterbilden können.“

Die Mitglieder des Schulchors konnten also damals auf besondere finanzielle Einnahmen rechnen. Allerdings mußten sie sich diese Nebeneinnahmen selbst verdienen.

Mehrmals wöchentlich versammelten sie sich deshalb kurz vor 12 Uhr in der Schule und gingen dann gemeinsam singend durch die Straßen. Dabei sammelten sie Gaben und Geld ein. Ebenso waren sie oft zu Hochzeiten geladen. Auch hier erhielten sie Geldspenden usw. Das eingesammelte Geld wurde dem Rektor übergeben. Dieser verteilte es dann an die Mitglieder des Schulchores. Daß es dabei auch zu Streit gekommen ist, zeigt der § 9 der Ordnung von 1726, der bestimmt, „daß jeder mit seiner Geldzuteilung zufrieden sein soll. Wenn aber einer für die Folgezeit einen größeren Anteil haben möchte, so soll er bescheiden darum bitten, und wenn er wegen seiner beständigen Anwesenheit und seiner Bescheidenheit dessen würdig erscheint, so soll er diesen größeren Anteil erhalten.“

Diese schulische Selbsthilfeorganisation war demnach genau durchorganisiert, wie aus den insgesamt 14 Paragraphen der Ordnung des Jahres 1726 hervorgeht. Die Abfassung in lateinischer Sprache weist uns aber auch daraufhin, daß es sich hier um eine Einrichtung gehandelt haben muß, die vor allem Schüler der Oberstufe umfaßte. Im Jahre 1775 erfahren wir über diese Chorschüler noch interessante Einzelheiten: „Da die meisten der Choristen schon sehr erwachsen, aber dabei größtenteils höchst unwissend in die Schule kommen und nach einer alten Gewohnheit in Prima gesetzt werden (Prima = oberste Klassenstufe), darin sie weder den Sprach- noch wissenschaftlichen Unterricht wegen ihrer großen Unwissenheit nützen können . . .“

Die Einrichtung des Schulchores mit seinen Nebeneinnahmen hat demnach hier eine besondere Gruppe von Schülern angezogen. Es sind, wie wir 1775 weiter erfahren, Schüler, „deren wahrscheinliche Bestimmung es bei den meisten ist, daß sie dereinst kleine Schuldienste erhalten“ (kleine Schuldienste = Volksschulunterricht, die Lateinschule wird als gelehrte Schule als „Große Schule“ bezeichnet). Damit ist die ursprüngliche Selbsthilfeeinrichtung für arme Schüler jetzt zu einer Grundlage für zukünftige Volksschullehrer geworden.

Die Kurrende ist demnach in ihrer Entwicklung gar nicht so einfach zu überblicken. Wir müssen uns in ihr vereinigt denken 1. diese Choristen, welche die Leiter oder Vorsänger ausmachten, und 2. die Hauptzahl der jüngeren Schüler, die nur bis zum Antritt ihres praktischen Berufes in der Kurrende mitsangen, um zum Haushalt der armen Eltern etwas beizusteuern. Die Einnahmen, die die einzelnen Mitglieder der Kurrende hatten, waren demnach auch schon im 18. Jahrhundert gestaffelt. Dies geht aus verschiedenen Unterlagen hervor.

Eine solche Unterlage über die Geschichte der Kurrenden in den Oberharzer Bergstädten sind z. B. die Akten über die Zellerfelder Kurrende im Kirchenarchiv von Zellerfeld. Da gibt es 1722 ein „Reglement, die Currende zu Zellerfeld betreffend“. Danach hatte die Kurrende damals einen Präpositus (Kurrendenführer), vier Sammler und 14 Currendeknaben. Vorher waren es 22 Knaben gewesen, die in der Kurrende sangen. Die Umgänge wurden sonntags, montags, mittwochs und freitags durchgeführt. Die Kurrende besaß nach diesen Akten auch eine Kiepe, also einen Tragkorb, der mit Bändern über die Achseln festgeschnallt wurde. Er war mit Wachstuch überzogen, um das eingesammelte Brot vor Nässe zu schützen. Außerdem gab es mehrere kupferne Sammelbüchsen.

Ein sorgfältig geführtes Rechnungsbuch über die Einnahme und Ausgabe der Kurrende gibt uns Auskunft über die Spenden, die regelmäßig von den Bürgern und Beamten gezahlt wurden. Im Jahre 1784 erhielt der Kurrendenpräfekt im Vierteljahr sechs Reichstaler 18 Groschen, sein Vertreter drei Reichstaler 24 Gro-



Die Kurrende an der Kirche von Clausthal

Foto: Lommatzsch

schen und die damals vorhandenen 16 Kurrendeknaben je nach der Dauer ihrer Zugehörigkeit zur Kurrende kleine Beträge wöchentlich ausgezahlt.

Die Kurrende hatte allerdings Schwierigkeiten in ihrem Mitgliederbestand, weil zu viele Kurrendeknaben zur Arbeit in den Pochwerken angenommen wurden. Es gab ja damals in den Bergwerken viel Kinderarbeit, oft wurden die Jungen bereits mit 10 Jahren zum Sortieren und Kleinschlagen der Erze in die Pochwerke eingestellt. Diese Jungen standen dann nur sonntags für die Umgänge der Kurrende zur Verfügung.

Für die Clausthaler Kurrende erfahren wir, daß sie aus 20 Knaben bestand. Nach dem Gottesdienst führten sie einen Umgang durch die Stadt durch. Die Leitung hatte der Kantor oder ein Obersänger. Die Kurrendeschüler wirkten als Vorsänger im Zechenhouse bei den Morgenandachten der Bergleute noch weiter, indem sie dem Gesange eine gewisse Festigkeit gaben. Im Jahre 1853 führte noch der Rektor der Volksschule die Kurrendekasse, die aus den gesammelten und gespendeten Geldern bestehenden Anteile der Kurrendeschüler wurden an diese vierteljährlich verteilt. Das Neujahrsgeld gab es sofort, am Grünen Donnerstag gab es eine Extraverteilung. In den Akten werden die Anteile der Kurrendaner auch als „Lohnung“ bezeichnet.

In dieser Zeit sang die Kurrende nur noch an den Sonntagen und an hohen kirchlichen Festtagen, zu denen auch der Johannistag, der Michaelistag, Maria Reinigung, die Heiligen Drei Könige und die dritten Feiertage zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten rechneten.

Das Entstehen von Neubauvierteln und neuen Straßenzügen hat in der Gegenwart dazu geführt, daß die Kurrende an den Sonntagen und Festtagen immer nur einige Straßen mit ihrem Gesang erfreuen kann. Wenn dann aber die Kurrendaner zu hören sind, werden sie in ihren Umhängen gern gesehen. Auch ihre Tracht hat verschiedene Änderungen erfahren. Seit dem Jahre 1872 tragen sie z. B. keine Filzhüte mehr, weil der Hersteller verstorben war und niemand mehr diese Hüte liefern konnte. Die Farbe der Radmäntel ist heute schwarz, im 19. Jahrhundert ist zeitweise auch von grünen Radmänteln die Rede.

Wann wir die ersten urkundlichen Nachrichten über die Kurrende ansetzen können, ist schwer zu sagen. In Zellerfeld richtet im Jahre 1555 der damalige Schulmeister und Stadtschreiber Jakob Berwardt zum ersten Male „Figuralgesang“ ein, es bestand oder entstand also damals in Zellerfeld schon ein Schulchor. 1607 singen die Schüler bei der Beisetzung eines Hingerichteten. 1654 werden den Schülern bei der jährlichen Bergrechnung 18 Gute Groschen für den Gesang gereicht, 1713 werden Kurrende und Chorschüler nebeneinander erwähnt. In Clausthal schreibt im Jahre 1663 ein „praefectus symphoniarorum“ (= Vorsteher der Kurrendeschüler) ein Gedicht, 1718 wird der volkstümliche Ausdruck „Gassenkantor“ für den Vorsteher der Kurrende gebraucht.

Nach diesen Nachrichten können wir die Kurrende wohl bis in die Anfänge der Bergstädte und ihrer Lateinschulen zurückdatieren. Sie ist damit eine der ältesten Selbsthilfeorganisationen der Bürger. Auch heute noch erfüllt sie den doppelten Zweck, einmal den kirchlichen Gesang zu pflegen, andererseits aber den Kurrendemitgliedern eine Beihilfe aus den gesammelten Geldern und Spenden zu zahlen. Eines ist nur neu innerhalb der Kurrende: seit den letzten Jahren werden auch Mädchen in sie aufgenommen.

Von den ursprünglichen Trägern ihrer Organisation, den Lateinschulen, hat sich die Kurrende in der Gegenwart gelöst. In den ehemaligen Bergstädten Lautenthal und St. Andreasberg früher bestehende Kurrenden haben sich nicht halten können. Es ist zu hoffen, daß auch in Zukunft diese aus sozialen Gründen errichtete Gesellschaft der Kurrende weiter tätig sein kann zur Freude von Einheimischen und Besuchern der beiden alten Bergstädte Clausthal und Zellerfeld.

Anmerkung: Leider hat sich diese Hoffnung, die der Verfasser noch äußern konnte, als er diesen Beitrag einsandte, nicht erfüllt. Inzwischen sind alle Versuche gescheitert, eine Kurrende, die sich aus jüngeren erwachsenen Sängern und aus schulpflichtigen Söhnen und Töchtern zusammensetzt, am Leben zu erhalten. Auch im Stadtteil Clausthal der heutigen Samtgemeinde Oberharz sind die schwarzen Umhänge der Kurrende endgültig aus dem überlieferten Brauchtum verschwunden.

Es gibt dafür vielerlei Gründe und Ursachen: der Begriff des „armen Schülers“ gehört der Vergangenheit an, ebenso wie die früher bestehende Notwendigkeit, sich Unterstützung „ersingen“ zu müssen. Die Verbindung zwischen kirchlichem Brauchtum mit der Wohnbevölkerung hat sich weitgehend gelockert. Autoverkehr und Straßenlärm verhindern die Möglichkeit, Lieder vorzutragen, die heranwachsende Generation zieht andere Formen eines gemeinsamen Auftretens dem paarweisen Aufzug in konservativen Trachten vor. Freilich — in anderen Städten haben sich Chöre aus vergangenen Zeiten durchaus gehalten, auch zur Freude der Fremden und Kurgäste! Im Oberharz ist dies nicht gelungen — und so muß einer, der künftig über die Kurrende schreibt, diesen Brauch als aufgegeben und vergangen behandeln.

Allerdings muß man einräumen, daß an die Stelle der Singgemeinschaft der Kurrende mit ihren religiösen Liedern, welche die Menschen zur Buße und Reue aufforderten, andere Singgemeinschaften neu geschaffener Organisationen getreten sind, etwa des Harzklubs oder des Heimatbundes Oberharz. Hier erkennen wir aber auch in den Liedern die Hinwendung zur Freude an der Welt, am Diesseitigen, ebenso wie wir an den Trachten im Gegensatz zur schwarzen Tracht der Kurrende die Farbe des Harzer Waldes, das Grün, vorherrschen sehen. So spiegeln Lied und Tracht im Harz den Wandel der Lebensauffassung mehr wieder, als wir zunächst denken.

Die Heberbörde

Von Wolfgang Kaußel

Eine Studienfahrt des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz
am 8. Juni 1952

Der Autor, unser langjähriges Mitglied, hat diesen Bericht unmittelbar nach der Studienfahrt niedergeschrieben. Die Frische des Erlebens ist noch jetzt spürbar, während die Arbeit gleichzeitig ihren Wert als landeskundliche Darstellung hat. Sie sei deswegen unseren Lesern hier mitgeteilt.

Am Sonntag, dem 8. Juni 1952, ging es zur Heberbörde und nach Gandersheim. Das Wetter war kühl, aber zwischen manchmal drohend dunklen Wolken sah immer wieder die Sonne hervor, vor allem herrschte eine glänzende Fernsicht, so daß wir alles, was wir an diesem Tage sehen sollten, auch unter günstigen Umständen zu sehen bekamen.

Am frühen Vormittag langten wir nach etwa einstündiger Autobusfahrt am Heberhai oberhalb Dannhausen an und sahen die weite, offene Heberbörde mit ihren 11 Dörfern, umsäumt von den Höhen des Heberwaldes, der Hohen Schanze und den Clusbergen vor uns liegen: ein herrliches Bild einer geschlossenen, vom Menschen in vielhundertjähriger Kulturarbeit planmäßig gestalteten Landschaft. Dr. Tode gab zunächst einige geologische Erklärungen. Millionen Jahre hindurch war die Heberbörde Grenzgebiet zwischen Meer und Land. Die von Südost nach Nordwest streichenden Gebirgshöhen bestehen im Untergrunde aus Bunt-

sandstein, in den Kämmen tritt vielfach (z. B. im Heber) Muschelkalk zutage, in den Talungen stehen Keuper- und Kreideschichten an. Die heutige Kultursteppe war früher dicht bewaldet. Erst seit der jüngeren Steinzeit sind erste Spuren menschlicher Tätigkeit nachgewiesen. Der aus dem Südosten nordwärts sich ausbreitenden donauländischen Kultur folgte von der Bronzezeit ab eine von Südwestdeutschland ausgehende, durch Grabhügel auf den Höhen nachgewiesene Kultur, die als Ursprung der keltischen Kultur angesehen wird. Sie drang nordostwärts in ihren äußersten Ausläufern bis Braunschweig vor, so daß die Heberbörde schon im Grenzbereich lag. Geschlossene germanische Besiedlung setzte sich erst in der Völkerwanderungszeit durch. — Professor Otto H a h n e wies darauf hin, daß die Anfänge der Besiedlung als einzelne kleine Germanenhöfe vorzustellen seien. Erst später hätten sich die sogenannten „Heim“-Dörfer gebildet. Alt-Gandersheim und Gremshausen stellen die ältesten, sozusagen die Keimzellen der ganzen späteren Besiedlung dar. Ihre Entstehung ist um das Jahr 800 anzusetzen. Von Anfang an verfügten alle Dörfer über eigenen Wald, und noch heute ist z. B. der Heber größtenteils Bauernwald. In einer späteren Besiedlungsphase entstanden die Ortschaften auf „-hausen“, z. B. Ackenhausen, und „erst“ im 10. Jahrhundert die „Rode“-Dörfer: Wolperode, Gehrenrode, Helmscherode, Ohlenrode. Wetteborn bedeutet „Waldbrunnen“. In der sächsischen Kaiserzeit schlossen sich die Ortschaften der Heberbörde zur „Gandersheimer Marke“ bzw. zum „Gandersheimer Gau“ zusammen, der durch einen Markweg auf dem Heberkamm vom benachbarten Amber-Gau getrennt war. Winzenburg und Hohe Schanze waren Volksburgen.

In Alt-Gandersheim erklärte Dr. F l e c h s i g die Geschichte des Dorfes. Er wies darauf hin, daß die Ortschaften im südlichen Teil des Landes Braunschweig anmutiger sind als weiter nördlich. Trotzdem haben Neubauten auch in ihnen Mißtöne in ein vorher einheitlich-harmonisches Dorfbild gebracht, und man kann den zuständigen Bauaufsichtsbehörden den Vorwurf nicht ersparen, daß sie ihre Pflicht, Verschandelungen zu verhüten, nicht immer erfüllt haben. — Eines der sehenswerten Gebäude in Alt-Gandersheim ist der sogenannte „Große Hof“ (an der Wegekreuzung Alt-Gandersheim—Ackenhausen—Gremshausen), der mit seinen Knaggen und Fußbändern der Obergeschoßschwelle typisch ist für den Baustil des 17. Jahrhunderts (Baujahr 1655). Das Fehlen von Wirtschaftsgebäuden und andere nicht bäuerliche Elemente lassen auf Einflüsse der Abtei Gandersheim schließen. Der Name „Alt-Gandersheim“ besagt schon, daß der Ort älter ist als Gandersheim. Die Stadt Gandersheim ist eine Neugründung. Herzog Ludolf gründete die Abtei, und die Heberbörde war ihr Hauptbesitz. Auch der größte Teil der Flur von Alt-Gandersheim war bis 1803 Abteibesitz.

Das Dorf wird zuerst in einer Urkunde von 1007 erwähnt. Im 14. Jahrhundert fand mit der Aufteilung des ursprünglich einheitlichen Großgrundbesitzes ein wirtschaftlicher Umschwung statt. Die ehemals unfreien Bauern wurden als Meier in Erbpacht eingesetzt. Der Rest blieb Klostervorwerk, wo der Untervogt des Amtes Gandersheim Gericht hielt. Der „Große Hof“ gehörte wahrscheinlich zum Gebäudekomplex des alten Klosterhofes. Später wurden im Westen des Dorfes neue Höfe aufgebaut und im Osten Brinksitzer angesiedelt. — Der Flurname „Worth“ im äußersten Westen des Ortes, ein wüstgewordener Siedlungsplatz, deutet darauf hin, daß hier vielleicht der älteste Kern des Dorfes (aus der Völkerwanderungszeit) zu suchen ist. Rätselhaft ist das „s“ im Ortsnamen Gandersheim, der sich von dem Flußnamen Gande ableitet. Ein zweiter Bach, die vom Heber

kommende Luhe, mündet in Alt-Gandersheim in die Gande. Die Kirche von Alt-Gandersheim wurde im Jahre 1816 neu errichtet, der Kirchturm stammt jedoch aus mittelalterlicher Zeit. Eine vor der Kirche im Jahre 1871 gepflanzte Eiche hat sich zu einem prächtigen Baum entwickelt und steht bereits unter Naturschutz.

Dr. Flechsig wies auf den schweren Verlust hin, den die Heimatforschung durch den Tod des Rektors Adolf Mühe erlitten hat. Dieser verdienstvolle Mann, der zuletzt in Seboldshausen wohnte, hat ein Buch über die Heberbörde geschrieben.



Im Luhebachtal bei Gremshem. Im Hintergrund der Heber

Foto: Kaußel

Von Alt-Gandersheim ging es zur Clus. Dr. Scheffler schilderte Entstehung und bauliche Eigenarten der Klosterkirche. Sie stammt aus dem 12. Jahrhundert und geht in der Grundanlage auf die Gandersheimer Stiftskirche zurück, nur mit dem Unterschied, daß sie bedeutend kleiner ist. Im Mittelschiff hat die besondere niedersächsische Form des Langhausbaus mit Wechsel von Pfeilern und Säulen (als Abgrenzung des Mittelschiffs vom Seitenschiff) gefälligen Ausdruck gefunden. Romanisch wirken die Schallöcher des kleinen, mit einem Pyramidendach gezierten Turmes. Die Kirche besaß ursprünglich zwei Türme. Wertvolles Kunstdenkmal im Innern ist der von einem Lübecker (?) Meister um 1500 angefertigte spätgotische Schnitzaltar mit 8 Darstellungen der Leidensgeschichte Jesu Christi.

Auf der Waldhöhe oberhalb der Clus-Kirche erläuterte Dr. Tode die dort als Zeugen der bronzezeitlichen Kultur aufgefundenen Grabhügel. Wie bei Neuenkirchen sind es auch hier abgeflachte Aufwölbungen von ca. 10 m Durchmesser. Einige dieser Grabhügel sind schon seit längerem bekannt. Als erster setzte Prof. Franz Fuhse aus Braunschweig an einem regnerischen Tage des Jahres 1904 im Dankelsheimer Forst den Spaten an, wo 15 bis 20 Grabhügel entdeckt wurden. Sie enthalten im Innern eine Steinfassung von kreisförmiger Anordnung und in der Mitte weitere Steinanordnungen. In einigen Gräbern wurden Leichenreste, bronzene Lanzen spitzen und Ringe gefunden. Die Funde beweisen die Zugehörig-

keit der Grabhügelbauer zum Kulturkreis der Kelten (Cherusker) der älteren und mittleren Bronzezeit.

Ehe wir über die Clus zu den Autobussen zurückgingen, um nach Gandersheim zu fahren, genossen wir noch vom Aussichtsturm auf der Clushöhe den Blick auf das Gandersheimer Tal und die südlich angrenzenden Höhen bis zum fernen, fast horizontparallelen Göttinger Wald. Zu Füßen des über 120 Stufen hohen Aussichtsturmes hat die „Gandersheimer Liedertafel“ am 2. August 1874 einen Gedenkstein errichtet. Auf ihm ist zu lesen, daß der in Heckenbeck bei Kreiensen geborene Albert Methfessel, Liederkomponist und ehemaliger Hofkapellmeister am Braunschweigischen Theater, am 12. Juli 1868 und der Dichter Heinrich Hoffmann von Fallersleben am 12. August 1872 auf der Clushöhe geweiht haben.

Professor H a h n e gab noch interessante Erklärungen zur Entstehung des Namens „Clus“. Klausen gab es sonst nur an Heerstraßen, im Gandersheimer Gebiet jedoch auch an Bornen, die durch heilkräftige Wasser berühmt waren und zu Stätten der Marienverehrung erhoben wurden. Wahrscheinlich haben sich die Benediktinermönche, die die Cluskirche vor 800 Jahren errichteten, durch das Vorhandensein eines solchen Borns bewegen lassen, den Bau gerade hier — abseits vom Tal und der Landstraße — aufzuführen.

Kloster Brunshausen am Engpaß zwischen Osterberg und Clusbergen wurde von Bruno, dem Vater des Stiftsgründers Ludolf, als Nonnenkloster gegründet.

Nach Besichtigung des großen historischen Festumzuges in Gandersheim und einer Führung durch die Stiftskirche fanden sich am Nachmittag alle Fahrtteilnehmer in Wrescherode zur Kaffeetafel zusammen. Dabei trug Dr. Flechsig interessante Einzelheiten über die Mundart im Gandersheimer Gebiet vor. Die den Ambergau durchfließende Nette bildet eine mundartliche Sprachgrenze. Während man östlich der Nette „umme, midde, häckerling“ (Häcksel) sagt, lauten dieselben Worte westlich (also z. B. im Bereich der Heberbörde) „ümme, mie, hacket“. Das Amt Lutter gehört der östlichen, Gandersheim der westlichen Mundart an, Seesen dagegen teils der östlichen und teils der westlichen. Südlich von Gandersheim stellt die alte Diözesangrenze zwischen Mainz und Hildesheim zugleich auch eine ungefähre Mundartgrenze dar. Beispiele: Man sagt

nördlich	südlich
der Diözesangrenze	
balle (bald)	bole
butten	b'uten
lah (lichter Wald)	loh
ante (Ente)	antje
nist, nix	nitz
true (treu)	trüe usw.

Das alte ostfälische Kerngebiet reicht bis zum Ambergau. Westlich ist in späterer Zeit eine andere Siedlergruppe eingezogen, und zwar — nach Ansicht von Dr. Flechsig — vom nördlich vorgelagerten Flachland her. Ortsnamen wie Hary, Störy, Bönningen sowie Orte auf „-stedt“ und „-ingen“ deuten darauf hin.

Den Abschluß der Studienfahrt bildete eine Besichtigung von Gut Kirchberg. Dort steht ein um 1600 errichtetes Fachwerkgebäude, „das älteste landwirtschaftliche Gebäude im Lande Braunschweig“. Es ist nur im Untergeschoß erneuert worden, das Fachwerk mit Knaggen und Halbsonnen („Muschelornamenten“) an der Obergeschoßschwelle beweist eindeutig seine 350jährige Herkunft. Auch das

wie ein quadratischer Würfel aussehende Herrenhaus, heute von der Familie von Petersdorf-Campen bewohnt, stammt im Kern aus dem späten 16. Jahrhundert, erhielt aber durch Erweiterungen und Zutaten (z. B. Mansardendächer) im 18. Jahrhundert das heutige Aussehen. Die Eingangshalle mit reichgeschnitzten Schränken und Truhen, Bildern und Jagdtrophäen ist eine Sehenswürdigkeit für sich. Ursprünglich war Kirchberg ein Wasserschloß. Der früher einmal sehr schöne, gepflegte Gutspark macht heute leider einen ziemlich verwahrlosten Eindruck, so daß auch die beiden Teiche nicht mehr so gefällig wirken wie in vergangenen Zeiten.

Burghagen bei Wolfshagen im Harz

Von August Wilgeroth

Es ist bekannt, daß es für die angebliche Burg auf dem Burghagen bei Wolfshagen weder einen urkundlichen Beweis noch eine zeitgenössische Nachricht gibt.

Die älteste Erwähnung als „Rudera einer uhr alten burg“ erscheint in der Forstabrißkarte des Communionsharzes von 1680 und deren Textteil, wo auf Seite 216 als Beweisführung die Informationsquelle der Kartographen genannt wird: „... Wie solches der Förster von alten Leuten gehöret Zu Haben Berichtet ...“

Auf der genannten Karte ist westlich von Wolfshagen auf dem Wiesengelände unterhalb des Burghagen eine Stelle als „Alte Gruben“ eingetragen. Das Schachtloch ist noch zu erkennen und der Flurname „Auf der Grube“ noch heute üblich. Die Existenz einer früheren Grube an dieser Stelle war auch für die Informanten von 1680 nicht zu übersehen.

Was die „alten Leute“ von 1680 nicht wußten, war die Tatsache, daß es oberhalb des Wiesengeländes auf dem Burghagen ebenfalls ein sehr altes Bergwerk gegeben hat. Von ihnen wurden die dort noch heute vorhandenen Mauerreste der Grubenanlage als Ruinen einer Burg bezeichnet und von den Kartographen als solche in die Karte eingetragen. Daß die Überlieferung von einem Bergwerk hier versagte, ist wahrscheinlich begründet durch eine länger anhaltende Besiedlungslücke. Um 1448 wird Wolfshagen als wüst genannt und ist wahrscheinlich, wie andere Harzorte ebenfalls, für Jahrzehnte als ausgestorben anzunehmen.

Über dieses Bergwerk auf dem Burghagen gibt es eindeutige und ausführliche Berichte, die von Oberbergrat Professor W. Schnell in seiner 1954 erschienenen Arbeit „Das Bergbaugebiet von Wolfshagen-Langelsheim im Harz“ zusammengefaßt sind.

Es wird berichtet daß in den aus älterer Zeit stammenden Stollen und Schächten wiederholt Versuche zur Wiederaufnahme des Bergbaues unternommen wurden, besonders unter Herzog Carl I. Allein aus dem Jahre 1745 liegen vier Berichte über Grubenbefahrungen vor unter Beifügung eines Saigerrißes mit drei Schächten. Dieser Saigerriß paßt eindeutig auf das Gelände auf dem Burghagen.

Daß dort vorhandene quadratische Mauerwerk im Mittelpunkt der Anlage, (l. W. 1,92 m = 1 Lachter) ist dem Saigerriß nach das Mundloch des mittleren oder Hauptschachtes. Dieser Schacht wurde bei Untersuchungsarbeiten 1974 um mehrere Meter tief ausgeräumt, es kam nur Erdreich zutage, aber keine Mauertrümmer, etwa eines Turmes. Das noch im Schacht hängende feste Erdreich klingt hohl, demnach geht es noch weiter in die Tiefe, in Übereinstimmung mit dem Saigerriß.



Ausschnitt aus der Karte zur Communion-Harz-Beschreibung von 1680

Original und Foto: Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel

Die Quergräben auf dem Burghagen sind nicht künstlich für eine Burg angelegt. Es sind natürliche Spalten tektonischen Ursprungs, die sich über den beschriebenen Teil des Burghagen nach Süden fortsetzen.

Alle Einzelheiten aus den alten Berichten nach W. Schnell ausgewertet, ergeben eine Grube mit einem Schacht im Wiesengelände unterhalb des Burghagen und ein Bergwerk mit drei Schächten auf der angeblichen Burgstelle des Burghagen, genannt die Herzog Carls-Grube.

Die Zusammenfassung aller sich ergebenden Argumente läßt den Schluß zu, daß als Ursache aller Probleme um die angebliche Burg auf dem Burghagen nur eine irrtümliche Eintragung in der so hervorragenden Karte von 1680 anzusehen ist.

Wenn bei etwaigen künftigen Untersuchungsarbeiten der oben genannte Schacht weiter ausgeräumt wird und die seitlich abgehenden Stollen sichtbar werden, dürften wohl für manchen Betrachter nicht auszuschließende letzte Zweifel an der Existenz eines Bergwerkes anstelle einer Burg beseitigt sein.

Literatur: Communion-Harz-Beschreibung von 1680, Sta. Wobü. 92 Neu A 2a, Bl. 24; Kleinau GOV. Sta. Wobü. 24 Alt vorl. Nr. 32; Wilhelm Schnell: Das Bergbauggebiet von Wolfshagen-Langelsheim im Harz. Bremen-Horn 1954.

Torfgewinnung, Entwässerungsarbeiten und Naturschutzbestre- bungen im Gebiet des Rieseberger Moores

Von Heinz Röhr

Das nördlich von Königsutter gelegene Rieseberger Moor war bis weit in das 18. Jahrhundert hinein ein schwer zugängliches Sumpfgebiet, durch das kein Weg hindurchführte. Es war von einem dichten Bruchwald bedeckt, in dem Erlen und Moorbirken vorherrschten. Nur vereinzelt kamen — wie Aussagen aus dem 17. Jahrhundert bezeugen — an trockenen Plätzen Eichen vor. Umgeben war das Moor, das sich früher noch weiter nach dem Südwesten und Nordosten ausdehnte, von sandigen Hügeln der Tertiärzeit, die ursprünglich einen lichten Eichen-Birkenwald trugen (I). Später entstanden dort große Heideflächen (Rieseberger und Lauinger Heide, Heidfelder der Feldmark von Königsutter), so daß man das Sumpfgebiet auch gern „Heidmoor“ genannt hat.

Wie die drei Schwurringe aus der jüngeren Bronzezeit, die man im Jahre 1818 im Lauinger Bruch beim Torfstechen fand, und ausgedehnte eisenzeitliche Urnenfriedhöfe nördlich von Lauingen und am Wege nach Beienrode beweisen, wurden die Randhöhen früh besiedelt. Am Nordrand des Moores wird unweit von Rieseberg bereits im Jahre 1359 die Puritzmühle, eine Wassermühle, die von der das Moor durchfließenden Sipserihe betrieben wurde, genannt. Der Name dieser Mühle und der Flurname „Cassevinen“ in der Feldmark von Rieseberg lassen die Anwesenheit slawischer Siedler im Mittelalter in diesem Gebiet vermuten.

Im 17. Jahrhundert galt das Rieseberger Moor als ein „stattliches Mastgehölz, in dem etliche 100 Schweine feist gemacht werden konnten“. Da dort aber nicht nur die Dorfgemeinden Rieseberg und Lauingen, sondern auch die Stadt und das Stift Königsutter weideberechtigt waren, kam es oft zu Streitigkeiten wegen der Hud und Weide, die — wie aus den Prozeßakten hervorgeht — zwischen Königsutter und Rieseberg fast ununterbrochen vom Ende des 16. bis in das 19. Jahrhundert fort dauerten (II).

Im 18. Jahrhundert begann auf Befehl von Herzog Karl I. die Austorfung des Moores. Zugrunde lag eine zusammenfassende Planung, die die Torfgewinnung im Bereich der gesamten oberen Schunter und nach Schiffbarmachung dieses Wasserlaufes den Abtransport des Torfes sowie des Holzes und nutzbarer Steine aus den benachbarten großen Waldungen nach Braunschweig vorsah (III). Erste Erkundigungen stellte der Leutnant Riecken im Jahre 1743 an. Als besonders günstige Stellen für die Torfgewinnung benannte dieser 15 Morgen im Lauinger und 33 Morgen im Rieseberger Bruch, wo Torf bis zu einer Tiefe von 10 Fuß anzutreffen wäre, und das große „Fahle Moor“ (das heutige Naturschutzgebiet), wo guter Torf in 6—8 Fuß Tiefe ringsum eine „mitten im Mohr gelegene Insel, der Wulfsberg genannt“, vorkäme ¹⁾.

Er setzte sich dafür ein, einen breiten Torfkanal mit zahlreichen Torfgräben anzulegen. Die Abfuhr des Torfes sollte in 36 Fuß langen, schmalen Schiffen über den Torfkanal in eine 100 Fuß (28,50 m) lange Trockenscheune auf dem Moor erfolgen. In der Stadt plante man die Errichtung eines Torfmagazins. Zur Sicherung der Beweidung schlug der zuständige Oberforstmeister von Laßberg vor, das Wasser vollständig aus den ausgetorften Revieren herauszuleiten, die derart entwässerten Flächen einzuebnen und dort Birken- und Erlensamen einzubringen.

1754 berichtet der Hauptmann Lutterloh, daß der Torfkanal ausgehoben sei und zwei Schiffe zum Abfahren des Torfes fertig wären. Die Breite des Torfkanals gab er 1757 mit 16 Fuß (4,50 m), die Tiefe mit 8—10 Fuß (2,50 m) an. Die davon ausgehenden Torfgräben waren 1 m tief und 2 m breit. In Aussicht genommen war, den Torfkanal bis zur Einmündung der Sipserihe in die Schunter bei Ochsendorf fortzusetzen, um nach erfolgtem Ausbau der Schunter eine direkte Wasserverbindung zur Stadt Braunschweig zu haben. Dazu kam es jedoch nicht. Auch der Torftransport auf dem Hauptkanal im Moor scheint sich nicht bewährt zu haben. Jedenfalls schüttete man neben dem Kanal einen breiten Damm auf, auf dem der Torf mit Pferdefuhrwerken nach Königsutter gebracht wurde (~~vgl. Kartenbeilage~~ nicht da sein). Dieser inzwischen stark verfallene Damm bildet noch heute den einzigen Zugang zum Moor. Ein ähnlicher, aber schwächerer Dammweg wurde im Nordwesten für Torftransporte zum herrschaftlichen Kalkofen am Rieseberg, wo sich zur Lagerung und Trocknung des Torfes ebenfalls ein Schuppen befand, angelegt. Ein zweistöckiges Torfmagazin entstand im Jahre 1754 vor dem Braunschweiger Tor in Königsutter. Das ansprechende Gebäude (vgl. die beigegefügte Bauzeichnung), für das die Herzogliche Torfadministration die für die damalige Zeit beträchtliche Summe von 1525 Talern ausgeben mußte, wurde aber bereits im Jahre 1761 zu einem Wohnhaus umgestaltet, da die Bürger der Stadt den Torf lieber direkt aus dem Moor holten und ein besonderes Lagerhaus in der Stadt nicht mehr notwendig erschien. Später wurde dort ein Krapptrockenhaus eingerichtet, und heute dient das inzwischen umgebaute Gebäude als Gaststätte („Altes Brauhaus“).

Man rechnete damit, daß bei einem Stechen von vier Fuß Tiefe jährlich 1200 Fuder à 1000 Stück Torf aus dem Moor gewonnen werden könnten und die Vorräte 50 Jahre reichen würden. Tatsächlich wurden jedes Jahr durchschnittlich etwas über 900 Fuder, insgesamt 1744—76 29 100 Fuder Torf aus dem Rieseberger Moor herausgeholt. Ausgetorft wurden hauptsächlich das Gelände unmittelbar südlich der Puritzmühle und die Torfflächen in allernächster Nähe des Hauptkanals. Die Einnahmen beliefen sich auf 19 900 Taler, die Ausgaben auf 16 000 Taler, so daß in den 32 Jahren ein Gewinn von 3 900 Talern heraussprang ²⁾.

Schwierigkeiten gab es beim Absatz des Torfes. Der Herzog hatte zu Beginn des Torfstechens sofort angeordnet, daß die Brauer und Branntweinbrenner in der Stadt Königsutter, auch die Wachen, die Ziegel- und Kalkbrenner in dieser Stadt, im Elm und im Rieseberg in Zukunft statt Holz Torf brennen sollten. Dagegen wandte sich vor allem die einflußreiche Brauerinnung in Königsutter, der sämtliche 73 Brauer der Stadt angehörten. Sie wies in einer Eingabe an den Herzog im Jahre 1750 darauf hin, daß sich seit der Umstellung auf Torffeuerung im Jahre 1745 die Qualität des Ducksteinbiers bedeutend verschlechtert hätte. Zum Beweis legte sie Briefe aus Magdeburg, Gardelegen und Stendal vor, in denen Klage über schlechtes Ducksteinbier geführt wurde. Sie konnte auch ein wissenschaftliches Gutachten des Professors für Mathematik an der Universität Helmstedt Joh. Nik. Frobose vorweisen, in dem dieser nach 10 physikalischen und chemischen Experimenten zu folgendem Ergebnis gekommen war: „Soll der Duckstein seiner von jeher weit berühmten Lieblichkeit und Heilsamkeit bei dringender Noth nicht beraubt werden, so scheint allerdings rathsam und nöthig zu seyn, bey des-selben Brau- und Bereitung statt des Torffeuers einer Feuerung mit Holtze sich zu bedienen“ ³⁾. Der Einspruch der Brauer scheint Erfolg gehabt zu haben, denn noch im Jahre 1753 wird in einem Schreiben des Forstmeisters von Hanstein an den Herzog bestätigt, daß die Brauer die Freiheit hätten, mit Holz zu brauen. Erschwe-



Alter Torfstich im Rieseberger Moor

Foto: Listmann Königsutter

rend wirkte, daß auch die Kalkbrenner trotz des Verbotes heimlich mit Holz heizten und die Holzhändler in den benachbarten hannoverschen Gebieten die Torfpreise zeitweilig erheblich unterboten.

Unangenehm bemerkbar machte sich ferner bisweilen der Mangel an Arbeitskräften, die als Stecher, Abräumer, Ringeler usw. benötigt wurden. Zwar gab es dafür im allgemeinen genügend Tagelöhner, Leineweber, Brinksitzer, Kleinköter, Witwen, ledige Frauen, Spinnerinnen oder andere Personen aus den untersten Volksschichten, im Jahre 1761 trat jedoch Arbeitermangel ein. Da es der Torfverwalter Falcke in Königsutter für bedenklich hielt, dafür Leute, die zu Handdiensten verpflichtet waren, einzusetzen, überhaupt nicht gern Zwang ausüben wollte, schlug er eine Lohnerhöhung vor.

Die schwersten Bedenken gegen den Torfstich äußerten die Weideberechtigten im Rieseberger Moor. Dazu zählten die Stadt Königsutter mit den drei adligen Höfen, von denen sich der größte im Besitz der Brauerinnung befand, das Stift Königsutter und die Gemeinden Rieseberg und Lauingen einschließlich des Gutes in Lauingen. Die Einwände der Weideinteressenten bezogen sich vor allem auf die Art der Torfbewirtschaftung, die ihrer Ansicht nach die Hud und Weide in den ausgetorften Flächen sehr beeinträchtigte. Bestätigt wurde dieses bei einem Besuch der ostfriesischen Torfgräber im Jahre 1757, wo bei einem durchgeführten Vergleich die unterschiedliche Arbeitsweise sehr deutlich zutage trat. Bei den einheimischen Torfstechern war es üblich, den Abraum nach durchgeführtem Torfstich in den nächsten Graben zu werfen, 3—4 Fuß Torf auszusteichen, den ausgestochenen Graben voll Wasser laufen zu lassen und ihn dann zu verlassen. Die Ostfriesen empfahlen dagegen, den obersten Abraum nach erfolgtem Torfstich mit

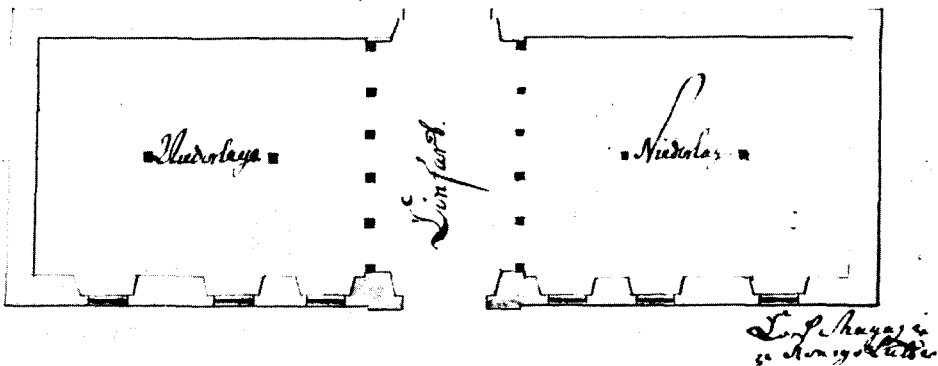
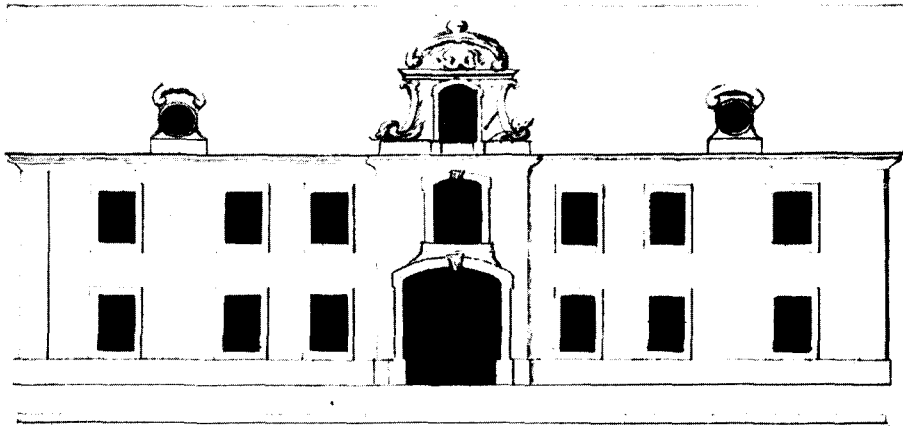
den untersten Schichten „fleißig zu vermengen und durcheinander zu arbeiten“, wodurch neues Wachstum sehr gefördert und unterstützt wurde. Die lutterschen Torfgräber waren aber nicht dazu zu bewegen, den Torfstich in dieser Weise zu betreiben. Hinzu kam, daß zu wenig Abzugsgräben ausgehoben wurden, um das Moor ausreichend zu entwässern, so daß die ausgetorften Flächen wegen ihrer Grundlosigkeit für die Hud und Weide völlig unbrauchbar wurden. Es ist infolgedessen verständlich, daß die fortgesetzten Proteste der Weideinteressenten im Jahre 1776 zur Einstellung des Torfstiches im Rieseberger Moor führten.

Aber bereits im Jahre 1801 erzwangen die sehr hohen Holzpreise und der allgemeine Holzmangel eine Wiederaufnahme des Torfstechens im Rieseberger Moor. Zur Torfabfuhr diente wie bisher der von Norden nach Süden verlaufende Hauptdamm, dessen Unterhaltung die Gemeinde Lauingen und die Stadt Königslutter gemeinsam übernahmen, während die Dorfgemeinde Rieseberg für den Abzug des Wassers sorgte. Die Torfgewinnung war Anfang des 19. Jahrhunderts sehr beachtlich. So wird berichtet, daß die Torfstiche zwischen Lauingen und Rieseberg im Jahr 1817 3 Millionen Stück Torf, die man hauptsächlich nach Braunschweig fuhr, geliefert hätten. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab ließ die Torfgewinnung aber allmählich nach. Vereinzelt wurde sie von den Rieseberger Bauern noch bis zum Jahre 1954 betrieben. Moorerde für Heilzwecke entnimmt der Besitzer der Puritzmühle noch heute aus dem Moor.

Auf die Weidewirtschaft wurde im 19. Jahrhundert mehr als früher Rücksicht genommen, da vertraglich genau festgelegt war, daß nach der Beendigung des Torfstiches der Torfgrund gehörig entwässert, eingeebnet und mit Rasen belegt werden mußte. Auch die planmäßige Entwässerung des Moores machte gute Fortschritte. Die Gemeinde Rieseberg hatte im Jahre 1816 die Puritzmühle mit den südlich davon gelegenen Torfstichen angekauft. Da es dieser Wassermühle häufig an Aufschlagwasser fehlte, wurde beschlossen, das Wasser des Dammgrabens und der kleineren Abzugsgräben südlich der Puritzmühle zu stauen und in einem Gefluder (hölzernen Rinne) über den Mühlengraben zur Puritzmühle zu führen, wo es eine beträchtliche Verstärkung der Wasserkraft bewirkte. Gleichzeitig wurde dadurch die Wasserabfuhr aus dem Moor erheblich verbessert ⁴⁾.

Die vermehrte Entwässerung des „Fahlen Moores“ machte sich aber nach Ansicht der Gemeinde Rieseberg in ihrem Privatforst, dem „Roten Pfuhl“ oder „Fuchsbusch“, der im Nordosten des „Fahlen Moores“ lag, in unangenehmer Weise bemerkbar. Jedenfalls behauptete der Ortsvorsteher Lippelt in einem Schreiben an das Kreisgericht Königs-lutter am 10. November 1819, die Erlenbestände in diesem Gebiet würden in ihrem Wachstum durch die zunehmende Austrocknung des Moores behindert. Da sie sowieso nur einen geringen Wert besäßen, schlug er vor, den Erlenbruchwald im „Roten Pfuhl“ zu schlagen und das Land urbar zu machen ⁵⁾.

Gegen diese Pläne der Gemeinde Rieseberg wandte sich der zuständige Forstmeister von Uhden. Er betonte in seiner Eingabe vom 12. Februar 1820, daß im Hinblick auf den starken Holzbedarf der größeren Städte des Landes „der Forstgrund mehr zu gering als hinreichend“ wäre und daß seine Verringerung nur dort hingenommen werden dürfe, wo es sich um eine ausgesprochen arme Gemeinde handle, der durch die Urbarmachung ihres Forstes aufgeholfen werden müsse. Das sei aber bei der Gemeinde Rieseberg keineswegs der Fall. Über das zur Ausrodung vorgesehene Bruchwaldgebiet bemerkte er, daß der „Rote Pfuhl“ hinsicht-



Torfmagazin in Königsutter 1754

Original und Foto: Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel

lich seines Bestandes eine der besten Bruchholzungen des Königsluttrerer Reviers wäre, daß die Einwirkung der daneben angelegten Torfstiche auf die Entwässerung dieses Gehölzes kaum Bedeutung haben könne, weil das „Fahle Moor“ tiefer läge und selbst im ungünstigsten Falle nichts Nachteiliges für den Bestand dabei herauskommen würde, da dann die Birke, wie das bei halb entwässerten Bruchwäldungen der Fall zu sein pflegte, prädominieren würde.

Das Kreisgericht in Königsutter unterstützte jedoch den Antrag der Gemeinde Rieseberg aus grundsätzlichen Erwägungen heraus. In seinem Schreiben an das Fürstl. Cammer-Kollegium vom 25. September 1821 heißt es u. a.: „Brüche und Sümpfe, sie mögen mit Ellern und Birken bestanden sein, dürften nach unserer ehrfurchtsvollsten Ansicht, wenn sie cultivirt werden können, in einem so gut polizierten und cultivierten Staate, wie unser Vaterland zu sein anfängt, gar nicht geduldet werden, und es scheint uns eine ganz besondere Aufgabe der Justiz-Beamten auf dem Lande zu sein, nach Kräften dahin zu wirken, daß durch Erhöhung der Cultur, durch bessere Benutzung des Bodens und Verbesserung des Nahrungs Standes das Wohl der Einzelnen, der Gemeinden und damit des Staates

thunlichst gefördert werde.“ Dieses würde ganz besonders bei der projektierten Urbarmachung des morastigen Sumpfes der Fall sein, der die Gesundheit der Einwohnerschaft des nahen Dorfes gefährde und den Weg von Ochsendorf nach Königslutter im Winter oft unpassierbar mache, bei seiner Entwässerung aber gutes Wiesenland mit einem jährlichen Ertrag von 500 bis 600 Talern abgeben würde.

Der mit der Leitung der Regierung beauftragte Prinzregent folgte dem Rat des Kreisgerichts und stimmte der Ausrodung und Urbarmachung des 77 Morgen großen „Roten Pfuhls“ am 2. November 1821 zu. Der Erlenbruchwald wurde nun abgeholzt und das Land durch Gräben zur Schunter hin entwässert. In die neu entstandenen Wiesen teilten sich die 15 Hofbesitzer in Rieseberg (1 Ackermann, 5 Halbspänner, 9 Kotsassen), die dafür pro Morgen 1 Groschen Rottzins zu entrichten hatten. Später stellte man fest, daß der südliche Teil des „Roten Pfuhls“ als Wiesenland ungeeignet war, so daß nur 47 Morgen zur Verteilung kamen.

Auch im XX. Jahrhundert wurde noch mehrfach erwogen, das Rieseberger Moor zu entwässern. Entsprechende Planungen tauchten gleich nach dem I. Weltkrieg auf. Sie sahen zur Kultivierung des 531 Morgen großen Moores u. a. 1500 m Entwässerungsgräben, zwei Stauwerke und verschiedene Brücken vor. Inflation und Geldmangel, auch die allmählich aufkommende Naturschutzbewegung verhinderten die Durchführung.

In der Zeit des Nationalsozialismus wurden die Pläne im Zuge einer Kultivierung der letzten Odlandgebiete und zur Arbeitsbeschaffung für das große Heer der Arbeitslosen wieder aufgegriffen und der Arbeitsdienst für die Durchführung entsprechender Maßnahmen in Aussicht genommen. Der Moorsachverständige des Reichsnährstandes Dr. Baden erklärte im Jahre 1936, daß eine Entwässerung des Moores und Aufschüttungsarbeiten dort keine großen Schwierigkeiten machen würden und daß erhebliche staatliche Zuschüsse dafür zu erwarten wären. Zur Erleichterung der Rüben Transporte zur Zuckerfabrik Königslutter sollte ein befestigter Fahrweg von Rieseberg nach Königslutter durch das Moor geschaffen werden. Aber viele Heimatvereine, z. B. der Bürgerverein von Königslutter, und führende Männer der Naturschutzbewegung, wie Dr. von Frankenberg, der Direktor des Naturhistorischen Museums in Braunschweig, setzten sich für die Erhaltung des Moores ein, und Prof. Dr. Koßwig, der Vorsitzende des Vereins für Naturwissenschaften in Braunschweig, gab gegenüber allen Bestrebungen, das Moor zu kultivieren, folgende eindeutige Erklärung ab: „Es ist der heiße Wunsch aller Braunschweiger Naturfreunde, daß im Sinne des Gedankens von Blut und Boden das Moor einschließlich des gesamten Rieseberges zum Naturschutzgebiet erklärt werden möge“⁶⁾. So unterblieb die Entwässerung des Moores.

Nach dem II. Weltkrieg wurden die Bemühungen zur Erhaltung des Moores durch die immer stärker aufkommenden Natur- und Umweltschutzbestrebungen erheblich verstärkt. Im Jahre 1950 gelang es, die einstweilige, 1955 die endgültige Erklärung des Rieseberger Moores in einer Größe von 150 ha zum Naturschutzgebiet durchzusetzen. Zur Begründung wurde von fachwissenschaftlicher Seite besonders auf den Pflanzenreichtum dieser in Niedersachsen sehr seltenen Kalksumpflandschaft hingewiesen, wo nach den angestellten Untersuchungen im Jahre 1936 nicht weniger als 800 höhere Pflanzenarten, außerdem 150 verschiedene Moose vorkamen. Wenn auch durch die zunehmende Austrocknung und andere Ursachen dieser Reichtum des Moores an seltenen Pflanzen inzwischen etwas

zurückgegangen ist, so kann das Rieseberger Moor auch heute noch als einziges größeres Mooregebiet des Verwaltungsbezirks Braunschweig gelten, das seinen ursprünglichen Charakter noch weitgehend bewahrt hat. Es ist nach dem Europa-Reservat Riddagshausen auch das wichtigste Vogelschutzgebiet des Braunschweiger Raumes für Sumpf- und Wasservögel. Geplant ist, in allernächster Zeit den benachbarten Rieseberg, der bereits unter Landschaftsschutz steht, ebenfalls zum Naturschutzgebiet zu erklären.

Schrifttum: I. W. Selle: Das Torfmoor zu Rieseberg. 23. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaften, Braunschweig 1935; II. H. Röhr: Geschichte der Stadt Königslutter, Königslutter 1956; III. Th. Müller: Die Kultivierung der Moore im Schuntergebiet zwischen Helmstedt und Königslutter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Braunschweigische Heimat 1955/4 und 1956/3.

Archivmaterial: *Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel:* ¹⁾ 50 Neu 8544, ²⁾ 50 Neu 8545, ³⁾ 8 Alt Königslutter Nr. 144, ⁴⁾ 50 Neu 8586, ⁵⁾ 4 Alt Gr. 18 Fb. 35, Paket 1711. *Stadtarchiv Königslutter:* ⁶⁾ St V, 8.

Beiträge zur Flora der Stadt Braunschweig, V.

Floristische Bilanz vom Nußberg

Von Dietmar Brandes

Einführung

In steigendem Maße gewinnt die Flora — also die Gesamtheit aller Pflanzenarten eines Gebietes — heute wieder an Interesse. Aus dem Vergleich aktueller Ergebnisse mit denen früherer Untersuchungen ergibt sich der Artenverlust eines Gebietes. Dieser ist wiederum ein einfaches Maß für die Veränderungen der Umwelt.

Bislang sind nur wenige Städte (bzw. deren Umland) untersucht: Berlin, Frankfurt a. M., Paderborn, Stuttgart und Braunschweig. Über erste Ergebnisse von Braunschweig wurde vom Verfasser 1976 und 1977 u. a. auch in dieser Zeitschrift berichtet. Wir mußten leider feststellen, daß der Rückgang an wildwachsenden Pflanzenarten in Braunschweig besonders groß ist. Dabei zeigte sich aber auch, daß das Naturschutzgebiet Riddagshausen nur relativ geringe Verluste hinnehmen mußte.

Diese Mitteilung soll sich nun mit der Veränderung der Flora des Nußbergs in Braunschweig befassen. Der Nußberg wird — ebenso wie der Thieder Linden-berg — vom Bundsandstein aufgebaut und erreicht eine Höhe von 93 m, womit er ca. 20 m aus der Umgebung hervorragt. Er erstreckt sich 900 m in nordwestlich-südöstlicher Richtung, ist maximal 200 m breit und umfaßt damit lediglich eine Fläche von 0,18 km². Umgeben wird dieser Hügel von diluvialen Sanden, die zumindest an der West- und Südflanke relativ nährstoffarm sind.

Der Nußberg wurde aus folgenden Gründen für die eingehende Analyse des Pflanzenbestandes ausgesucht:

- Verschiedene Böden und sehr bewegtes Relief lassen eine vielfältige Vegetation auf kleiner Fläche erwarten.
- Der Nußberg kann als Musterbeispiel für ein Naherholungsgebiet innerhalb einer Stadt gelten. Er weist ein sehr wechselvolles Schicksal auf, von dem hier nur die wichtigsten Stationen genannt werden können: Steinbruch, Weinberg

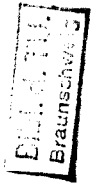
des Klosters Riddagshausen, Ackerfläche (auf den Hängen). In unserem Jahrhundert wurde er besonders strapaziert: Ausflugsziel (Gaststätte), „NS-Weihestätte“, Bunkerbau, Schrebergärten, Ausstellungsgelände für „Harz und Heide“ (Franzsesches Feld), Sportanlagen, Spaziergänger, Rodler, Vita-Parcours und Verlichtung der Gebüsche (1976).

- Seit über 300 Jahren wird seine Flora erforscht. Als Fundort bemerkenswerter Pflanzen wird er schon 1652 bei Chemnitz genannt. Sehr viele Angaben finden wir auch in den Floren von Lachmann (1827/31) und Bertram (1908).

Die heutige Flora und Vegetation

Dichte, fast undurchdringliche Gebüsche und hohe, zum Teil angepflanzte Bäume prägen heute das Antlitz des Nußberges. Die Gebüsche werden vor allem von den folgenden Arten aufgebaut:

Rosa canina agg. (Hecken-Rose)
Rosa corymbifera agg. (Busch-Rose)
Rhamnus catharticus (Kreuzdorn)
Prunus spinosa (Schlehe)
Cornus sanguinea (Roter Hartriegel)
Crataegus laevigata agg. (Zweigrieffliger Weißdorn)
Crataegus monogyna (Eingrieffliger Weißdorn)
Euonymus europaeus (Gewöhnliches Pfaffenkäppchen)
Clematis vitalba (Waldrebe)
Rubus fruticosus agg. (Brombeere)



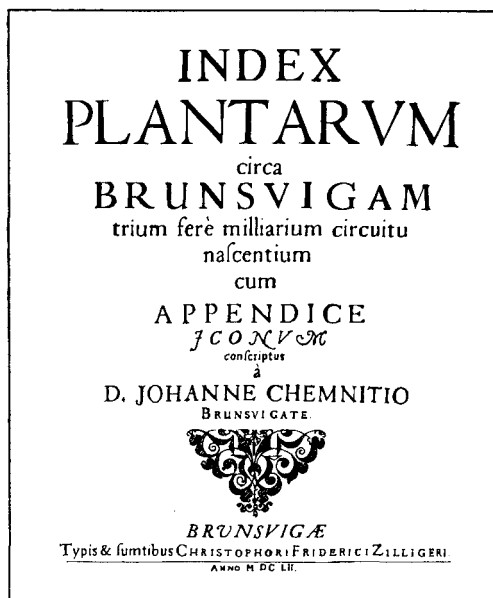
Es dürfte sich demnach um das Schlehen-Weißdorn-Gebüsch (*Prunus spinosa*-*Crataegus*-Ass. Hueck 1931) handeln. Das Vorkommen von *Rosa glauca* (Rotblättriger Rose) *) und *Ligustrum vulgare* (Liguster) deutet jedoch bereits auf Übergänge zu den wärmeliebenden Berberidion-Gebüsch hin. Fragmentarische Gebüsche dieses Verbandes strahlen vom Mitteldeutschen Trockengebiet bis etwa zur Asse hin aus.

Die Waldrebe überzieht die Sträucher mit einem dichten Schleier, zum Teil windet sie sich auch an den Bäumen empor, wie wir es besonders gut an der ehemaligen „Weihestätte“ sehen können. Der Vergleich zu tropischen Lianen drängt sich hier geradezu auf. Die im März 1976 durchgeführte Gebüschverlichtung bot eine willkommene Gelegenheit, die Wiederbesiedlung dieser nun fast vegetationslosen Stellen zu studieren: Die Waldrebe konnte sich gerade hier stark ausbreiten, was sicherlich nicht beabsichtigt war. Sogar die Abfallhaufen der gärtnerischen Arbeiten werden bereits nach zwei Jahren von der Waldrebe besiedelt, so daß selbst Brennessel (*Urtica dioica*) und Acker-Kratzdistel (*Cirsium arvense*) zurückgedrängt werden. Die von der Waldrebe bedeckten Gebüsche sind ohne Krautschicht, wie im „Walde“ tritt der nackte Verwitterungsboden zu Tage.

Der „Wald“ wird also ebenfalls durch das Fehlen einer Krautschicht charakterisiert. Ein erheblicher Teil der Bäume ist angepflanzt und mehr oder minder standortsfremd: *Aesculus hippocastanum* (Roßkastanie), *Acer saccharum* (Silber-Ahorn), *Picea abies* (Fichte), *Larix* (Lärche), *Pinus nigra* (Schwarz-Kiefer), *Pinus sylvestris* (Wald-Kiefer), *Pinus strobus* (Weymouth-Kiefer), *Populus alba* (Silber-Pappel), *Populus nigra* incl. Hybriden (Schwarz-Pappel), *Robinia pseudacacia* (Robinie), *Fagus sylvatica* var. *atropunicea* (Blutbuche). Dazwischen wachsen ein-

*) offensichtlich verwildert.

Titelblatt der wahrscheinlich ersten Flora von Braunschweig. In ihr wird der Nußberg häufig als Fundort seltener oder interessanter Pflanzen genannt.
Nachzeichnung: D. Brandes



heimische Bäume, die zusammen mit der nur an Rändern und Lücken entwickelten Krautschicht Reste oder aber Vorposten eines naturnäheren Laubwaldes darstellen:

Quercus robur (Stiel-Eiche)	Carpinus betulus (Hainbuche)
Fagus sylvatica (Rotbuche)	Tilia cordata (Winter-Linde)
Acer campestre (Feld-Ahorn)	Acer platanoides (Spitz-Ahorn)
Acer pseudoplatanus (Berg-Ahorn)	Ulmus glabra (Berg-Ulme)
Ulmus minor agg. (Feld-Ulme)	Fraxinus excelsior (Esche)
Prunus avium (Vogelkirsche)	Corylus avellana (Hasel)

Das Vorkommen der Elsbeere (*Sorbus torminalis*) deutet wiederum auf wärme-liebende Pflanzengesellschaften hin, ebenso wie die oben aufgeführten Sträucher und die noch zu besprechenden Ruderalpflanzen.

In der Krautschicht finden wir an typischen Waldpflanzen:

Anemone nemorosa (Busch-Windröschen)
Aquilegia vulgaris (Akelei) Corydalis cava (Hohler Lerchensporn)
Dryopteris filix-mas agg. (Wurmfarne)
Festuca gigantea (Riesen-Schwingel)
Ranunculus ficaria (Scharbockskraut)
Ranunculus lanuginosus (Wolliger Hahnenfuß)
Stachys sylvatica (Wald-Ziest)
Stellaria holostea (Große Sternmiere)
Viola reichenbachiana (Wald-Veilchen)

Wegen Einsturzgefahr ist ein größerer Teil des südlichen Nußbergs abgesperrt, wodurch die Entwicklung der Vegetation weitgehend ungestört verlaufen kann. Interessantestes Ergebnis ist, daß sich auch hier keine Krautschicht entwickeln konnte. Sehr gut verjüngte sich dagegen der Berg-Ahorn.

Hinweisen wollen wir auch auf die Knoblauchhederich-Saumgesellschaft (*Alliario-Chaerophylletum temuli* [Kreh 1935] Lohm. 1949) mit Hecken-Kälberkropf (*Chaerophyllum temulum*), Knoblauchhederich (*Alliaria petiolata*), Roter

Zaunrübe (*Bryonia dioica*) und Kleinblütigem Springkraut (*Impatiens parviflora*). Solche Säume sind an halbschattigen, frischen Gebüschrändern sehr verbreitet. An lichter Stellen gedeiht der Knollenkerbel (*Chaerophyllum bulbosum*), der an den Gefleckten Schierling erinnert, sich von diesem aber durch den behaarten Stengel unterscheidet.

An sonnigen, trockenen Stellen gedeiht der — allerdings nur fragmentarisch ausgebildete — Mittelklee-Odermennig-Saum (*Trifolium medii-Agrimoniae* Th. Müller 1961). Charakterarten sind Kleiner Odermennig (*Agrimonia eupatoria*) und Mittlerer Klee (*Trifolium medium*), im weiteren Sinne (Ordnung) auch Wirbeldost (*Clinopodium vulgare*), Bärenschote (*Astragalus glycyphyllos*), Wald-Platterbse (*Lathyrus sylvestris*), Rauhes Veilchen (*Viola hirta*) und Acker-Glockenblume (*Campanula rapunculoides*). Diese Gesellschaft dürfte in unserem Gebiet die Nordgrenze ihrer Verbreitung in Deutschland finden.

Oben auf dem Westhang des Nußberges und in gleicher Exposition am Bahndamm konnten sich die letzten Reste der Halbtrockenrasen halten:

- Zypressen-Wolfsmilch (*Euphorbia cyparissias*)
- Mittlerer Wegerich (*Plantago media*)
- Knolliger Hahnenfuß (*Ranunculus bulbosus* +)
- Sichelmöhre (*Falcaria vulgaris*)
- Blaugrüne Segge (*Carex flacca*)
- Skabiosen-Flockenblume (*Centaurea scabiosa*)
- Frühlings-Fingerkraut (*Potentilla neumanniana* +)
- Dornige Hauhechel (*Ononis spinosa*)
- Kriechende Hauhechel (*Ononis repens*)

Auf offenen Stellen des Westhanges können sich immer wieder Rudimente wärmeliebender Distelgesellschaften entwickeln. Wir finden: Nickende Distel (*Carduus nutans* +), Weg-Distel (*Carduus acanthoides*), Färber-Reseda (*Reseda luteola*), Weißer Steinklee (*Melilotus albus*).

Aufmerksamkeit sollte auch den jahreszeitlichen Aspekten (wie man sie zum Teli sogar von der Jasperallee her sehen kann) gewidmet werden: Im April erscheint der weiße Blütenschleier der Schlehen; im Mai blüht der Weißdorn, die Roßkastanien haben ihre weißen Kerzen aufgesetzt, in den Säumen blüht der Knoblauchhederich. Im Juni folgen die Rosen, schließlich überziehen die Blüten der Waldrebe noch einmal das Gebüsch mit einem weißen Schleier.

In krassem Gegensatz zur üppigen Vegetation des eigentlichen Nußberges stehen die kargen Rasen des Franzschen Feldes. Auf dem feinen, bleichen Sand erreicht der Kurzrasen meistens nur eine Höhe von 15–20 cm. Er setzt sich im wesentlichen aus den folgenden Arten zusammen: Rotes Straußgras (*Agrostis tenuis*), Kleiner Ampfer (*Rumex acetosella* agg.), Kleiner Vogelfuß (*Ornithopus perpusillus*), Herbst-Löwenzahn (*Leontodon autumnalis*), Kleiner Klee (*Trifolium dubium* agg.), Spitz-Wegerich (*Plantago lanceolata*), Schafgarbe (*Achillea millefolium* agg.), Weiche Trespe (*Bromus mollis* +) und Flaches Rispengras (*Poa compressa*). Bereits Anfang Juni sind große Flächen durch den Kleinen Ampfer rotbraun gefärbt. In Lücken des Rasens finden wir häufig die Rote Schuppenmiere (*Spergularia rubra*). Kleinflächig tritt auch der Nelkenschmielen-Schafschwingel-Rasen (*Airo-Festucetum ovinae* Tx. 1951) auf. Hierbei handelt es sich um eine relativ seltene ozeanische Tieflandgesellschaft.

Manche Parkrasen der südlichen Hälfte des Prinz-Albrecht-Parks enthalten viele Arten der (natürlichen) Sand-Trockenrasen: Mauerpfeffer (*Sedum acre*),

Hasen-Klee (*Trifolium arvense*), Quendel-Sandkraut (*Arenaria serpyllifolia* agg.), Silber-Fingerkraut (*Potentilla argentea* agg.).

Insgesamt wurden von 1967—1977 auf dem Nußberg 212 wildwachsende oder verwilderte Pflanzensippen notiert. Nur die charakteristischen Arten konnten hier aufgeführt werden.

Floristische Bilanz

Von 1967 bis 1977 wurden auf dem Nußberg auf einer Fläche von insgesamt 0,18 km² 224 verschiedene Sippen notiert, wobei die Zahl der trotz intensiver Suche übersehenen Arten gering sein dürfte. 224 ist um die Zahl der angepflanzten Baumarten (12) zu vermindern, um die Zahl der im Nußberg heute wildwachsenden oder verwilderten Sippen zu erhalten.

Da wir nicht wissen, wie eng Lachmann und Bertram die Fundortsangaben „Nußberg“, „auf dem Nußberge“ oder „unter dem Nußberge“ benutzt haben, sollen auch die heute (noch) im Prinz-Albrecht-Park wildwachsenden Sippen berücksichtigt werden. Damit vergrößert sich unser Untersuchungsgebiet auf ca. 0,9 km².

1967—1977 nachgewiesene Sippen im Nußberg	224
abzüglich der angepflanzten Baumarten	— 12*)
zuzüglich der heute nur im Prinzenpark wildwachsenden Sippen	+ 12*)
Aktueller Gesamtbestand	<u>224</u>

Zum Vergleich mit dem heutigen Zustand sollen die Floren von Lachmann (1827—31) und Bertram (1908) herangezogen werden: infolge der teilweise völlig andersartigen Nomenklatur ist ein quantitativer Vergleich mit der Flora von Chemnitz (1652) vorerst nicht möglich.

Für den Vergleich müssen wir noch berücksichtigen, daß in den alten Floren nur die Fundorte der selteneren Pflanzen genannt sind. Die häufigeren und „gemeinen“ Sippen sind also nicht namentlich für den Nußberg genannt. Wir können in erster Näherung aber annehmen, daß die heute noch vorhandenen Pflanzen (224) bereits 1827—31 vorhanden waren. (Seit dieser Zeit haben nämlich nur wenige Neuankömmlinge den Nußberg erreicht, manche der damals „gemeinen“ und deshalb nicht ausdrücklich genannten Sippen werden aber zusätzlich verschollen sein).

Aktueller Gesamtbestand	224 Sippen	74,2 ‰
Seit 1827—31 ausgerottete bzw. verschollene	78 Sippen	25,8 ‰
Geschätzter Bestand von 1827—31	302 Sippen	100,0 ‰

25,8 ‰ des für 1827 geschätzten Artenbestandes konnten also nicht mehr bestätigt werden. Nach dem größten Teil dieser 78 verschollenen Arten wurde ab 1967 gezielt gesucht. Auf Grund unserer negativen Ergebnisse müssen wir annehmen, daß *mindestens* 51 Arten für den Bereich des Nußbergs (und seiner Umgebung) erloschen sind. Damit beträgt der Artenverlust mindestens 16,6 ‰. Viele der verschwundenen Arten sind auch in anderen Gebieten stark gefährdet: 23 von ihnen sind in Niedersachsen verschollen oder zumindest gefährdet.

Der Totalverlust für den Nußberg (51 Sippen = 100 ‰) verteilt sich folgendermaßen auf die einzelnen Vegetationseinheiten:

*) Die zahlenmäßige Übereinstimmung ist natürlich Zufall.

Halbtrockenrasen: 16 Arten (31,4 %). Hier fanden sich früher u. a. *Allium carinatum* (Gekielter Lauch) L, *Anthyllis vulneraria* (Echter Wundklee) B, *Helianthemum ovatum* + (Gemeines Sonnenröschen) LB, *Ophrys insectifera* (Fliegen-Ragwurz) LB und *Primula veris* (Wiesen-Primel) L.
(Die Namen der Autoren sind mit L = Lachmann und B = Bertram abgekürzt.)

Säume: 3 Arten (5,9 %). Darunter das Große Windröschen (*Anemone sylvestris*) L.

Gebüsche: 6 Arten (11,8 %).

Nährstoffliebende Wälder: 6 Arten (11,8 %). Darunter *Orchis purpurea* (Purpur-Knabenkraut) L, *Neottia nidus-avis* (Nestwurz) L und *Cephalanthera damasodium* (Bleiches Waldvöglein) B.

Acker: 7 Arten (13,7 %). Vor allem die heute sehr seltenen Unkräuter der Kalk-äcker wie *Adonis aestivalis* (Sommer-Adonisröschen) LB, *Caucalis platycarpos* (Acker-Haftdolde) B, *Scandix pecten-veneris* (Venuskamm) LB.

Sand-Trockenrasen und Silbergras-Fluren: 2 Arten (3,9 %). *Armeria elongata* + (Grasnelke) L, *Teesdalia nudicaulis* (Bauernsenf) L.

Sonstige: 11 Arten (21,5 %).

Den Hauptanteil des Verlustes, nämlich 60,0 %, haben die Halbtrockenrasen, Säume, Gebüsche und Wälder zu tragen, was sicherlich auf die starke „Erholungsnutzung“ zurückzuführen ist. Unter den verschwundenen Arten sind gerade bunt oder auffällig blühende Arten, so daß der Nußberg sicherlich an Attraktivität für den Spaziergänger eingebüßt hat.

Der Nußberg besaß eine Vorpostenstellung für manche kalkholde und wärme-liebende Art, die etwa hier die Nord- oder Nordwestgrenze ihrer Verbreitung erreichte. Gerade diese Arten wurden besonders dezimiert. Sollen sie in unserem Gebiet überhaupt noch erhalten werden, dann ist der Schutz der Trockenrasen und (meist kleinflächigen) Säume der Kalkhügel südlich und östlich von Braunschweig unbedingt notwendig.

Zum Abschluß sei das Schicksal einer besonders bekannten Pflanzenfamilie angeführt: von den 5 auf dem Nußberg gefundenen Orchideenarten ist heute keine mehr vorhanden.

Literatur: Bertram, H.: Exkursionsflora des Herzogtums Braunschweig mit Ein-schluß des ganzen Harzes. 5. durchges. und erw. Aufl. herausgegeb. von F. Kretzer. Braun-schweig 1908. — Brandes, D.: Botanischer Streifzug durch den Nußberg. Braunschw. Heimat **54**, 54—55 (1968). — Brandes, D.: Das Naturschutzgebiet Riddagshausen und seine Bedeu-tung für die Vegetation der Umgebung Braunschweigs. Braunschw. Heimat **62**, 33—37 (1967). — Brandes, D.: Über die Flora der Stadt Braunschweig. Mitteilungen der Techn. Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig **XII**, Heft 1/2, 37—43 (1977). — Brandes, D. u. Hartwich, W.: Verluste der Stadtflora von Braunschweig zwischen 1900 und 1975. Gött. Flor. Rundbr., 9. Jahrg., 123—127 (1976). — Chemnitius, J.: Index plantarum circa Brunsvigam trium ferum milliarum circuitu nascentium. Braunschweig (1652). — Haeupler, H., Montag, A. u. Wöldecke, K.: Verschollene und gefährdete Gefäßpflanzen in Niedersachsen. In: 30 Jahre Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen. Hannover (1976). — Lachmann, H. W. L.: Flora Brunsvicensis. Braunschweig (1827—31). — Die Nomenklatur richtet sich nach F. Ehrendorfer: Liste der Gefäßpflanzen Mitteleuropas. 2., erw. Aufl. Stuttgart (1973). — **D a n k :** Für die Möglichkeit, seine umfangreichen Notizen auswerten zu können, danke ich Herrn Dr. W. Hartwich (Braunschweig).

Hauptmerkmale der ostfälischen Volkstracht und deren Verbreitung im 18. Jahrhundert

Von Werner Flechsig

(Fortsetzung)

I, 2 Schürzen

Unter den vielen Schürzen, die während des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts in Steckbriefen und Diebstahlsanzeigen der ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ genannt werden, sind blaue am zahlreichsten vertreten bei der ländlichen Bevölkerung, nächst ihnen blaugestreifte und violette, also dieselben Farben, die auch noch bei den Schürzen der musealen Trachtenbestände und den Trachtenbildern des 19. Jahrhunderts am häufigsten vorkommen. **Blaue Schürzen** trugen 1752 eine Kindesmörderin aus Glentorf (Sp. 399), 1755 eine 23jährige Lichtenbergerin (Sp. 1357), 1757 eine 40jährige Zellerfelderin (Sp. 1244), 1769 eine aus St. Andreasberg stammende Schöniger Magd (Sp. 176), 1771 eine 21jährige Süpplingerin (Sp. 1055), 1773 eine Diebin aus Börßum bei der Flucht aus Schöppenstedt (Sp. 1160), 1785 eine Ackermannstochter in Kl. Biewende (Sp. 655), 1793 eine Müllerstochter aus Fummelse (Sp. 1599), 1805 eine Magd aus Wendhausen (Sp. 2692) und 1815 eine Frau aus Thiede (Sp. 2162). Gestohlen wurden blaue Schürzen 1767 in Braunschweig (Sp. 879), 1773 in Bornhausen (Sp. 512), 1774 in der Timmerlaher Pfarre (Sp. 229), 1781 in Thiede (Sp. 20) und vor Braunschweig (Sp. 691), 1785 aus der Kammer einer armen Dienstmagd in Hasselfelde (Sp. 1020), 1787 in Erkerode (Sp. 863). Das in Privatbesitz befindliche Nachlaßinventar des Bauern J. H. Rühle in Kl. Mahner von 1795 enthält je 3 blaue Schürzen der 1. und 2. Frau des Verstorbenen. Aus der Atzendorfer Chronik des Pastors Carsted von 1761/62, die schon bei der Behandlung der roten Röcke zitiert wurde ¹⁾, wissen wir, daß dort bei den Schulmädchen, den schulentlassenen Haustöchtern, Mägden und ledigen Frauen die blaue Schürze stets zum roten Rock gehörte.

Blaugestreifte Schürzen trugen 1751 eine Magd aus Teichhütte bei ihrer Flucht aus Braunschweig (Sp. 695), 1752 eine Wolfenbütteler Gärtnersmagd aus Ottersleben (Sp. 175), 1756 eine Diebin aus Kirchbrak (Sp. 1281), 1759 eine Diebin in Erkerode (Sp. 1097) und 1805 eine Gärtnersfrau in Wolfenbüttel (Sp. 2286). Gestohlen wurden solche Schürzen 1756 bei einem Schneider in Schöningen (Sp. 683), 1765 in Blankenburg (Sp. 298), 1778 in Ohrum (Sp. 993) und 1787 in Erkerode (Sp. 1863).

Violette Schürzen fanden sich erst 1754 bei einer 45jährigen Sergeantenfrau aus Thiede (Sp. 552) und bei einer aus Goslar stammenden Wolfenbütteler Magd (Sp. 1576), 1755 bei einer aus Wanzleben gebürtigen, in Helmstedt inhaftierten Diebin (Sp. 1256), 1757 bei einer Halberstädterin in Schöppenstedt (Sp. 24). Gestohlen wurden solche Schürzen 1754 in Lauingen (Sp. 1729), 1771 beim Opfermann in Fummelse (Sp. 143) und 1785 bei einer Magd in Hasselfelde (Sp. 1020).

Erst an vierter Stelle kommen einige **rotgestreifte Schürzen**, zwei davon getragen 1769 von einer Kindesmörderin aus Lochtum (Sp. 168) und 1772 von einer in Gifhorn inhaftierten Vagabundin (Sp. 504), eine gestohlen 1778 in Beddingen (Sp. 515.)

Soweit außer der Farbe auch die Stoffart der Schürzen angegeben ist, waren alle bis auf eine und sämtliche blaugestreiften und rotgestreiften aus bedrucktem

Linnen, also wohl einheimische Erzeugnisse, alle violetten dagegen und eine blaue aus Kattun.

1, 3 Frauenstrümpfe

Viel seltener als andere Kleidungsstücke werden in den Steckbriefen über Mädchen und Frauen deren Strümpfe erwähnt, sei es nun, daß man sie nicht für wesentliche Kennzeichen hielt, sei es, daß wegen der Länge der Röcke die Farbe der Strümpfe von den Gewährsleuten der Steckbriefverfasser nicht mit Sicherheit erkannt worden war, sei es, daß nicht wenige der steckbrieflich Gesuchten barfuß gegangen waren. Immerhin genügen aber die wenigen Angaben zu der Feststellung, daß **blaue Strümpfe** am häufigsten waren. Bezeugt sind sie 1751 bei einer in Wolfenbüttel angeschwemmten weiblichen Leiche in Verbindung mit einem roten Rock (Sp. 1504), 1755 bei einer aus Hildesheim stammenden Braunschweiger Dienstmagd (Sp. 729), 1774 bei einer aus der Haft in Salder entwichenen Zwanzigjährigen in Verbindung mit einem roten Rock (Sp. 952), 1785 bei einer Ackermannstochter in Kl. Biewende in Verbindung mit einem schwarzen Rock und einer blauen Schürze (Sp. 655), 1793 bei einer 13jährigen Magd des Gutes Riddagshausen in Verbindung mit einem rotgestreiften Rock (Sp. 294) und bei einer Müllers-tochter aus Fümmlse in Verbindung mit einem rotgestreiften Rock und einer blauen Schürze (Sp. 1599) sowie 1805 bei einem Mädchen aus Zobbenitz in Verbindung mit einem roten Rock (Sp. 2149). Auch die 1802 aus Barbecke entwichene Bauernmagd, die in der ‚Zeitung für Städte, Flecken und Dörfer‘ am 9. Januar steckbrieflich gesucht wurde, trug zum roten Rock „*hellblaue gewebte Strümpfe*“. Ferner erscheinen blaue Strümpfe unter dem Diebesgut aus Gleidingen im Kr. Hildesheim 1752 (Sp. 638) und aus Schöningen 1756 (Sp. 683).

Noch seltener kommen **weiße Strümpfe** vor, so 1752 bei einer 19jährigen Seinstedterin in Verbindung mit einem roten Rock (Sp. 1535), 1793 bei der Ehefrau eines Schneiders in Holzminden in Verbindung mit einem roten Rock (Sp. 1728) und 1805 bei einer Wolfenbütteler Gärtnersfrau in Verbindung mit einem roten Rock (Sp. 2286).

In Atzendorf war es nach § 63 der schon mehrfach zitierten Chronik des Pastors Carsted von 1761/62 Sitte, daß die schulentlassenen Haustöchter und Mägde an den 2. Feiertagen der hohen Feste in weißen, blauen oder roten Strümpfen gingen, die jungen Weiber in roten. Schon die Schulmädchen trugen sonntags „*rothe oder blaue Strümpfe und Schuhe mit Schnallen*“, gingen im Sommer allerdings „*ohne Strümpfe, barfuß oder in Schuhen und Pantoffeln*. Diese Mode, ohne Strümpfe im Sommer zu gehen, ist ganz allge(mein). Alle Bauerfrauen haben Pantoffel oder Schue, aber keine Strümpfe im Sommer“ (§ 61). **Rote** Strümpfe scheinen im östlichen Ostfalen bekannter gewesen zu sein als im mittleren und westlichen, denn außer in Atzendorf sind sie auch in Gröningen bei Halberstadt in dem schon zitierten Nachlaßinventar von 1733 neben dem roten Rock aufgeführt ²⁾.

II. Die Männertracht

Das hüftlange „Kamisol“ mit Ärmeln, das Männer und Jungen in alter Zeit anstelle des knielangen Kittels oder Tuchrocks und nicht selten auch bei kalter Witterung zusätzlich unter einem solchen als Bekleidung des Oberkörpers über dem Hemd und „Brusttuch“ bzw. über der Weste zu tragen pflegten, war wie das

miederähnliche „Kamisol“ der Mädchen und Frauen der von städtischen Modeströmungen des In- und Auslandes am stärksten beeinflusste Bestandteil der Tracht und nach Ausweis der ‚Braunschw. Anzeigen‘ viel zu unterschiedlich in Farbe und Stoffart, als daß es für das Gesamterscheinungsbild der Trachtenträger ein charakteristisches Merkmal hätte sein können. Ich verzichte daher schon aus räumlichen Gründen ganz darauf, die in ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit fast unübersehbaren alten Angaben über die Kamisole hier wiederzugeben, und beschränke mich auf die Behandlung der mir wesentlicher erscheinenden anderen Bestandteile der Tracht, nämlich den Kittel und Rock, das Brusttuch bzw. die Weste, die Hose, die Strümpfe und die Kopfbedeckungen.

1) Kittel, Beiderwandröcke und Futterhemden

Oft wird in den Steckbriefen bei der Beschreibung flüchtiger, vermißter oder tot aufgefundener Männer der „*linnen Kittel*“ ohne Angabe seiner Farbe erwähnt. Einen solchen trugen 1756 ein Mann aus Eschershausen bei der Flucht aus der Haft in Amelungsborn (Sp. 1384), 1762 ein in Deensen inhaftierter 30jähriger Kuhhirt aus Eschershausen (Sp. 420) und ein 21jähriger Schweineknecht aus Lamspringe beim Verlassen des Dienstes auf dem Amt Lichtenberg (Sp. 384), 1765 ein Schweinemeister aus Goslar bei der Flucht aus Hessen am Fallstein (Sp. 438), 1772 ein Kotsasse aus Kl. Rhüden (Sp. 944) und ein bei Grassel aufgegriffener, vorher in Volkmarode als Bauernknecht beschäftigt gewesener Vagabund (Sp. 1135 f.), 1774 ein Wilddieb aus Merxhausen bei der Flucht aus Allersheim (Sp. 863), 1778 ein Dienstbote in Halchter (Sp. 940), 1783 ein in Greene inhaftierter 24jähriger Dienstknecht aus Portenhagen (Sp. 999), 1788 ein Dienstknecht aus Woltorf (Sp. 1446) und 1798 ein aus Salzdahlum entlaufener 13jähriger Junge (Sp. 896). Wahrscheinlich waren diese Kittel ungefärbt, also weiß oder weißlich grau, da nichts anderes vermerkt wurde. Ausdrücklich als weiß bezeichnet wurden die Leinenkittel anderer Besitzer, so 1751 bei einem Straßenräuber in der Eilenriede bei Hannover (Sp. 576), 1760 bei dem Halbspänner Voges in Denstorf (von Fuhse a. a. O. erwähnt), 1771 bei einem 40jährigen Totschläger aus Imbshausen (Sp. 952), 1773 bei den Kotsassen Timme in Bornhausen (Sp. 512 f.) und bei einem in der Nähe von Bortfeld vergeblich verfolgten Mann zu Pferde aus Gamsen (Sp. 567), 1778 bei einem aus Gifhorn stammenden und in Hötzum begrabenen Alten (Sp. 142) und bei einem aus Rocklum gebürtigen Hausknecht des Gutes Schliestedt (Sp. 1028), 1793 bei einem auf dem Amt Brackenburg inhaftierten Dieb aus Lippoldshausen (Sp. 1108), 1805 bei einem Tagelöhner in Hoyershausen, gebürtig aus Eimsen (Sp. 3013), 1815 bei einem Dienstknecht aus Kl. Himstedt (Sp. 1584) und bei dem Kleinköter Wolf aus Delligsen (Sp. 3131). In dem schon als Quelle für die Frauentracht zitierten Bericht des Bereler Pastors von 1774 an Konsistorialrat Hassel ist ferner davon die Rede, daß die Männer in Berel „*Sonntags blaue Kleider und Kamsöler*“ trugen, „*deren letzteres ein Futterhemd genannt wird, alltags leinene Röcke oder Kittel, die sie Kumjacken nennen, auch kurze Kamsöler, wie unsere Nachtkamsöler, die bei ihnen Karizdinger heißen*“³⁾. In Atzendorf, Kr. Calbe, gab es um 1760 nach Pastor Carstedt anscheinend überhaupt keine Leinenkittel, sondern als Werktagstracht der Bauern, Knechte und Enken langschößige gefütterte Tuchröcke, die man dort „*Futterhemd*“ nannte⁴⁾. Daß aber im Magdeburgischen der weiße Leinenkittel erstmals nicht ganz unbekannt war, beweist das Inventarverzeichnis eines Bauernhofes in Kl. Bartensleben aus dem Jahre 1567, worin unter anderen Kleidungsstücken auch „*1 weiß leinen Manns-*

rock“ genannt wird⁵⁾). Das ist zugleich der älteste Beleg für den Leinenkittel in Ostfalen, den ich bisher fand.

Gelegentlich kommen im 18. Jahrhundert übrigens auch Kittel in anderen Farben als weiß vor, so dreimal **blaugestreifte** aus Leinen bzw. Drell, und zwar 1759 bei einem aus dem Hildesheimischen stammenden Dienstknecht in Gr. Denkte (Sp. 482), 1762 bei einem Knecht aus Crottorf im Halberstädtischen (Sp. 88) und 1788 bei einem Lehdorfer Knecht aus Vorsfelde (Sp. 1413). Ein „grüner Kittel von selbstgemachtem Zeuge“ wurde 1773 aus einem Gartenhaus vor Braunschweig gestohlen (Sp. 547). Ebenfalls gestohlen wurden 1781 dem Kotsassen Eggeling in Gliesmarode „ein schwarzer Mannskittel und Camisol mit rothen Futterwand gefüttert in krausen Falten gelegt“ und „ein Kittel von blauen Laken, mit rothen Futterwand gefüttert“ (Sp. 404). Ein Dieb, der 1794 aus der Haft in Altena bei Büstedt im Kr. Helmstedt entfloh, trug einen „schwarzen sogenannten Beilewand-schen Kittel“ (Sp. 1487), womit ebenso Beiderwandstoff aus Leinen und Wollgarn gemeint war, wie bei dem „gewöhnlich beulwandten Kittel“ eines 1798 in Beienrode inhaftiert gewesenen Dienstknechtes aus Alvensleben (Sp. 1163). 1774 war ein bei Calvörde in der Ohre Ertrunkener mit einem „schwarzen Rock von linnen und wollenen Zeuge“ bekleidet gewesen (Sp. 726) und 1780 hatte ein ca. 20jähriger Dieb aus Querenhorst im Nordteil des Kr. Helmstedt einen „schwarzen Kittel aus linnen und wollenen Zeuge“ (Sp. 772). Über das in Scheppau und Rotenkamp übliche Verfahren, Leinen- und Beiderwandstoff dunkel zu färben, berichtete 1774 der Scheppauer Pastor handschriftlich an Konsistorialrat Hassel: „sie stecken graue Leinwand in gewisse Gruben, die sie Muddekuhlen nennen, und lassen es darin eine Zeit lang, bis es von dem schwarzen Schlamm gefärbt ist. Man trocknet es und braucht es zu Kitteln. Auch bedienen sich hier die Mannsleute eines aus wollenem und leinenem Garn gewebten Zeuges, das man Bäurwand nennt. (Ich weiß nicht, ob ich es recht schreibe). Tiefer im Braunschweigischen, deucht mir, ist dieses Zeug nicht in Gebrauch.“ Der Berichterstatter bemerkt jedoch noch, daß sich die Tracht in Scheppau und Rotenkamp nicht von der in den anderen Dörfern des Amtes Campen unterscheide⁶⁾). Ähnliche Beobachtungen teilte im gleichen Jahr der Nordsteimker Pastor in seinem Bericht an Hassel über Volkmarsdorf und Nordsteimke mit. Er schrieb: „Die Bauersleute tragen gewöhnlich Beilewand, weil sie dergleichen in der sogenannten Morastkuhle selbst färben. Die Strümpfe sind gewöhnlich von gefärbter Schafwolle. Im Sommer tragen sie auch Zwirnstrümpfe. Am Sonntag hat jedermann auch einen Rock von gekauften Tuche. Die Frauensleute kleiden sich, soweit es ihre Vermögensumstände mit sich bringen. Am meisten tragen sie selbst gemachte Röcke, die aus wollen und Leinenzeuge bestehen“⁷⁾). Die Angaben der beiden Pastöre über die Verwendung des dunkelgefärbten Beiderwandstoffes für die bäuerliche Tracht im Nordostteil des Braunschweiger Landes werden ergänzt durch einen Steckbrief von 1774 über einen bei Melverode aufgegriffenen und zur Haft nach Wolfenbüttel gebrachten unbekannten „Kerl“. Er hatte bei sich eine Kiepe „voll von Bauernkleidungen oder sogenannten Futterhemden“, die er gefunden haben wollte, und zwar 2 Röcke „von dem am Drömling üblichen Beilwand“ und 3 „von schwarzen Tuch mit rothen Futterwand theils weissen theils gelben Knöpfen versehen“ (Sp. 567). Nimmt man dazu die schon erwähnten Angaben in den Steckbriefen von Calvörde, Altena, Querenhorst und Beienrode, so ergibt sich ein anscheinend zusammenhängender Geltungsbereich der Beiderwand vom Mittellauf der Schunter und dem Rieseberg im Südwesten bis zum Lappwald und Drömling im Nordosten. Vermutlich waren



Braunschweiger Bauern. Farbige Federlithographie von Mühlig um 1850

Original: Braunschw. Landesmuseum

daher auch einige weitere Mannsröcke aus diesem Gebiet von Beiderwand gemacht, deren Stoffart nicht angegeben wurde, nämlich der eines Mannes aus Wendschott bei Vorsfelde, der 1772 „*braun auf Bauernmanier gekleidet*“ war (Sp. 663), der 1791 aus dem Krug in Gr. Twülpstedt gestohlene schwarze Rock mit gesponnenen erhabenen Knöpfen, „*so nach der alten Mode noch ganz herunter gehen*“ (Sp. 718), ein dem Dienstburschen des Ackermanns Eggeling in Süpplingenburg 1780 gestohlener schwarzgrauer Rock (Sp. 863 f.) und der nicht näher bezeichnete „*Schäferrock*“ eines als Hammeldieb verdächtigten, 1773 bei Essenrode beobachteten Schäfers (Sp. 826). Wahrscheinlich brachten die Einwohner des Gebietes zwischen Rieseberg und Schunter ihre selbstgewebten und gefärbten

Beiderwandstoffe zum Walken nach Königsutter, bevor sie daraus Kleidungsstücke fertigten. Im Jahre 1756 findet sich nämlich in den ‚Braunschw. Anzeigen‘ eine Notiz über „Beilwand“ in der Walke zu Königsutter (Sp. 366). Die heimische mundartliche Form Bailwand für Beiderwand entstand durch lautgesetzlichen Ausfall des intervokalischen -d- aus mittelniederdeutsch beidelwand, wie dieser Stoff in Braunschweig nach Vollmer 1392, um 1450 und 1671 genannt wurde ⁶⁾.

Wo außerhalb des eigentlichen Beiderwandgebietes gelegentlich schwarze oder graue Mannsröcke ohne Stoffbezeichnung auftauchten, handelte es sich in der Regel wohl um solche aus Tuch, also aus reinem Wollstoff, so in Wendessen bei dem schwarzgrauen Rocke, den 1772 der Kotsasse Siebers beim heimlichen Verlassen seines Hauses getragen hatte (Sp. 515) und in Semmenstedt bei dem grauen Rocke „mit weissen metallenen Knöpfen“, in dem 1759 der vermißte 59jährige Kotsasse Hartmann zuletzt gesehen worden war (Sp. 950). Auch ein in einem Alversdorfer Nachlaßinventar 1711 aufgeführter „schwarzer Mannsrock“ dürfte aus Tuch gewesen sein ⁹⁾. Ausdrücklich als Tuch bezeichnet wurde die Stoffart bei einem schwarzen Rock mit rotem Futter, der 1783 dem Kotsassen Lippe in Bevenrode gestohlen worden war (Sp. 763 f.), bei dem 1785 aus dem Hause des Kotsassen und Schneiders Wagenführ in Einbeck entwendeten schwarzen Rocke (Sp. 660) und bei dem 1787 aus dem Schäferhause in Sauingen verschwundenen „Schäfer-Rock von braunen Tuch mit gelben Knöpfen“ (Sp. 1173). In einem Hohnsleber Nachlaßinventar von 1774 werden unter den Kleidungsstücken des Bauern gleich „2 schwarze tuchen Kleider, 2 blaue dito“ genannt ¹⁰⁾. Offenbar handelte es sich bei diesen schwarzen Tucheröcken und den anderen gleichartigen um Bestandteile der Festtags- und Abendmahlstracht. Diese bezeugt schon Carsted in § 59 seiner Atzendorfer Chronik von 1761/62, indem er schreibt: „Des Sonntags ziehen die Mannspersohnen über diß lange Futterhemde einen ebenso langen schwarzen oder schwarzgrauen Rock mit Aufschlägen, roth gefuttert und großen schwarzen gesponnenen oder knöchernen Knöpfen“. Der früheste Beleg für die schwarze Farbe bei bäuerlichen Männeröcken in Ostfalen, den ich bisher fand, stammt aus dem Nachlaßinventar des Tile Rieke in Kl. Bartensleben vom Jahre 1567, wo neben anderen Kleidungsstücken „1 schwarz englisch Mannsrock“ genannt wird ¹¹⁾.

Aus Tuch waren wohl immer im 18. Jahrhundert auch die sogenannten **Futterhemden**, selbst wenn dies nicht jedesmal ausdrücklich vermerkt wurde. Von dieser Art typisch ländlicher Kleidungsstücke der Männer erscheinen in den ‚Br. Anzeigen‘ 1778 eins, das dem Halbspänner Schulze in Hoiersdorf gestohlen wurde, „von schwarzen Tuche mit rothen Flanell gefütterte, in welchem bunte eckigte Knöpfe von weissen Metall befindlich“ (Sp. 3 f.) und eins von braunem Tuch „mit krausen Falten“, das der entlaufene, etwa 30jährige Knecht des Ackermanns Lippold in Rieseberg getragen hatte (Sp. 416), ein schwarzes ohne Stoffbezeichnung im Besitz eines 1771 auf dem Amt Hessen a. F. inhaftierten Mannes aus Badersleben (Sp. 710), ein schwarzes „mit weissen metallenen Knöpfen“, in dem ein vermißter 68jähriger Altvater 1785 sein Haus in Bruchmachtersen verlassen hatte, um nach Braunschweig zu gehen (Sp. 928), ein blaues mit „kameelhaarnen Knöpfen“, das dem Mahlumer Halbspänner und Bauermeister Ackenhausen 1773 neben vielen anderen Textilien entwendet worden war (Sp. 660) und „ein Futterhemd oder Kamisohl von dunkelblauem Tuche mit Kameelhaarenen Knöpfen und mit rothem Flanell gefütterte“, das der 15jährige Sohn des Einwohners Timpe in Lucklum 1788 beim Entweichen aus dem Elterhause über dem Kamisol getragen hatte (Sp. 1011). Unter „Futterhemd“ verstand man in Ostfalen während der

2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Regel etwas Anderes als einen Rock oder ein Kamisol, denn 1778 wurde unter den in Hoiersdorf gestohlenen Kleidungsstücken sowohl ein „Rock“ wie ein „Futterhemd“ aufgeführt, und im gleichen Jahre trug der flüchtige Rieseberger Knecht sowohl ein Futterhemd wie ein Kamisol. Eine genauere Beschreibung des Futterhemds um 1760 gibt Pastor Carsted in § 58 seiner Atzendorfer Chronik, wo er von der Männertracht seines Dorfes schreibt: *„Diese Tracht besteht nun in einen über die Knie weit heruntergehenden braunen von ihnen so genannten Futterhemde von leinen Tuche, ohne Falte, ohne Tasche und ohne Aufschläge. Wenn es nicht so lang wäre, hätte es fast die Form einer Weste. An den Ermeln dieses Futterhemdes haben sie 6 Knöpfe in einer Reihe sitzen, die fast biß an den Ellenbogen heran gehen. Innwendig in den Futter haben sie eine Tasche.“* Es heißt dann weiter noch, daß die alte Generation noch an der braunen Farbe des Futterhemdes festhalte, während die junge seit 20 Jahren, also seit etwa 1740, zur blauen Farbe übergegangen sei. Getragen werde das Futterhemd sowohl von den Bauern wie von den Knechten und Enken täglich auf dem Hofe, auf dem Felde und in der Schenke. Ähnlich, wenn auch mit gewissen Abweichungen schildert der Börßumer Pastor um 1775 in einem undatierten Bericht an Konsistorialrat Hassel die Futterhemden seiner männlichen Pfarrkinder¹²⁾: *„Die Mannspersonen tragen hier mehrentheils Kleidung, welche man Futterhemde nennt, von schwarzem Tuche. Sie haben keine Taschen in dieser Kleidung, sondern sind geradeaus mit Falten.“* Im Widerspruch zu den 4 letzten Zeugnissen über die Sonderart der Futterhemden steht die schon bei den Leinenkitteln zitierte Äußerung des Bereler Pastors von 1774, wonach dort das Kamisol „Futterhemd“ genannt wurde. Am ehesten löst sich dieser Widerspruch, wenn man ein Verschreiben des Pastors annimmt und statt „letzteres“ in Bezug auf „blaue Kleider und Kamsöler“ das Wort „ersteres“ setzt. Das Futterhemd war in Ostfalen übrigens schon im 17. Jahrhundert bekannt. Als frühe Belege für das Wort fand ich im Nachlaßinventar des Braunschweiger Bürgers Bartholomaeus Ebeling von 1655¹³⁾ „ein alt Futterhembt“ neben einem „Wandesrock“, 1623 im Nachlaßinventar eines Bauern in Bornum bei Königslutter¹⁴⁾ „weiß Wullen Futterhimbt“ und 1610 im Nachlaßinventar des Braunschweiger Peter Weyer¹⁵⁾ *„Ein Rot wandes Futter Hembdt“*. Aus der Verwendung des Grundwortes Hemd, ostfälisch Himme(t), bei der Benennung dieses Kleidungsstückes läßt sich schließen, daß es ursprünglich entweder die Länge eines Nachthemdes hatte oder ursprünglich wie dieses aus Leinen hergestellt wurde, allerdings unter Zusatz eines wärmenden Futterstoffes.

¹⁾ Carsted, S. M.: Atzendorfer Chronik, bearbeitet v. E. Stegmann (= Geschichtsquellen der Prov. Sachsen u. des Freistaates Anhalt. Neue Folge, Bd. 6). Magdeburg 1928. — ²⁾ Beyte: Geschichte der Stadt Gröningen. Gröningen 1934; hier S. 218 ff. — ³⁾ Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel, Landschaftl. Bibliothek Nr. 1225 (Hasselsche Collectaneen); hier Bd. 4. — ⁴⁾ a. a. O. wie Anm. ¹⁾. — ⁵⁾ Becker, B.: Inventar eines Bauernhofes in Klein Bartensleben aus dem Jahre 1567 (in: Heimatblatt für das Land um Aller und Ohre. Beilage zum Neuahaldensleber Wochenblatt 1926, Nr. 4). — ⁶⁾ a. a. O. wie Anm. ³⁾; hier Bd. 8. — ⁷⁾ a. a. O. wie Anm. ³⁾; hier Bündel 62. — ⁸⁾ Vollmer, Bernhard: Die Wolleweberei und der Gewandschnitt in der Stadt Braunschweig bis zum Jahre 1671 (= Bd. V der Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte). Wolfenbüttel 1913; hier S. 41 ff. ⁹⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel 21 Alt 785. — ¹⁰⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel 21 Alt 797. — ¹¹⁾ a. a. O. wie Anm. 5. — ¹²⁾ a. a. O. wie Anm. 3; hier Bd. 1. — ¹³⁾ Stadtarchiv Braunschweig H V (Sacksche Sammlung), Bd. 204. — ¹⁴⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel 21 Alt 479. — ¹⁵⁾ a. a. O. wie Anm. ¹³⁾; hier Bd. 203.

(Schluß folgt)

Dorettchen aut Wulfenbüddel mit der Snurrek^ai

Erinnerungen in Halchterscher Mundart von Friedrich Fricke

Ain oolt Orjenal was Dorettchen aut Wulfenbüddel. Ehren richtigen Namen hewwe ick verjetten. Sau unjefähr bet taun Jahre 1910 kamm Dorettchen jeden Sönnabend mit 'ner groten Ka^aipe uppem Puckel in ause Dorp Halchter un snurre (bettelte) von Haus tau Haus. Alle Kinder laipen denn hinderhär un raipen: „Dorettchen midd 'er Snurreka^aipe is da!“. Grötttere undarische Bengels hett et damidde eärjert, datt se sick an dā Ka^aipe hängen deen oder ok mal ainen Stain in de Ka^aipe 'smetten hett. Dat was for dā Kinder en Hauptspaß, un denn schille dat Dorettchen upper Strate ganß bannich los: „Jai Lausebengels, jai süllt sick wat schämen, mick ole Fraue immer tau ärjern, jai süllt laiwerst wat anders maken, as ole Luie tau nerken!“ Sau trecke se denn, von ainen Schort Kindern verfoljet, mit Schillen dorch et Dorp un gung in de Huiser.

Ofte harre Dorettchen ainen gauen Dach un kraich von dān olen Luien, dā et all vele Jahre kennen deen, en paar Kartuffeln, en Stücke Brot oder ok saugar en Stücke Speck. Denn danße Dorettchen mit ehrer Ka^aipe uppen Puckel up dān Höbben vor lauter Freude herummer ainen „Schottchen“ (Polka), un dabaie sung et immer datsülwichte Laid, wat velen von dān Olen huite noch bekannt is:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, wo is denn mein Schatz geblieben?
In Stettin, in Berlin, wo die Rosen dreimal blühn. Bauer, bind dān Paudel an,
datt hai mick nich b^aiten kann! Bitt hai mick, sejje ick dick: Dausend Dalder
kost't et dick.“

Alles, dā dit ehört hett, lachen un freuen sick ower dat Danßen un ok ower dat ole Laid, wat Dorettchen singen dee. Bet an'n Ausgang von Halchter nah Wulfenbüddel laipen de Kinder midde, wenn Dorettchen wäer terüjje nah Wulfenbüddel tockele. Aines Dages hat et denne in Halchter awer eheeten, Dorettchen midd 'er Snurreka^aipe kummet nau nich mehr, et is estorben. Bai allen Halchterschen, dā dat Dorettchen noch ekennt hett, bliffet et noch lange in Erinnerung.

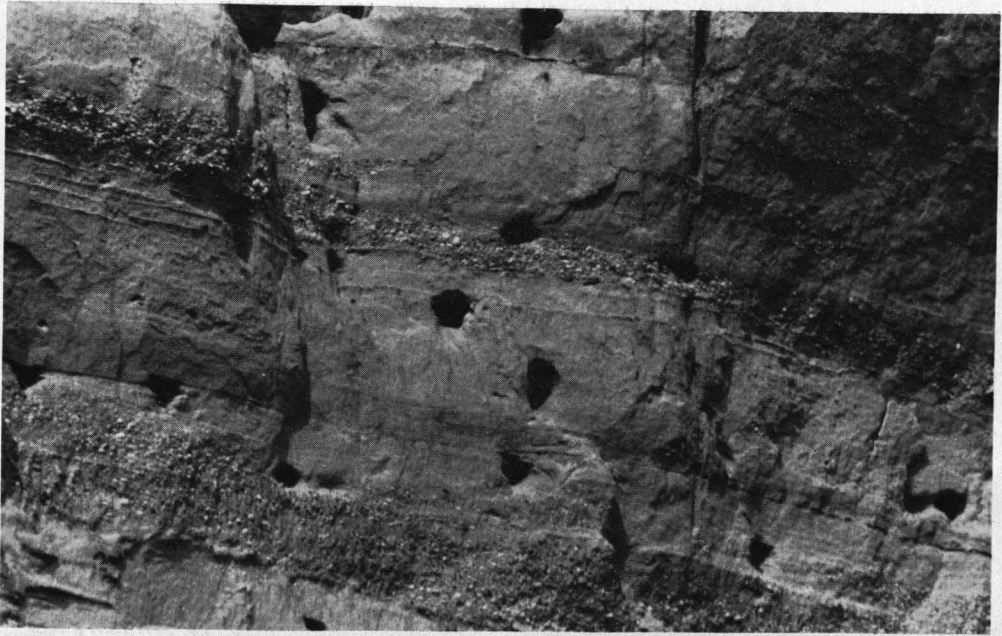
AUS DER *H*EIMATPFLEGE

Letzte Uferschwalbenkolonien sind zu schützen

Unsere kleinste heimische Schwalbe ist im Bestand gefährdet

Von Rolf Jürgens

Die Uferschwalbe, unsere kleinste Schwalbe, mit kurzem, schwach gegabelten Schwanz, graubrauner Oberseite, weißer Kehle, und weißem Bauch, ist im gesamten Großraum Braunschweig selten geworden. Die Abnahme der Uferschwalben-Brutbestände nimmt an vielen Stellen bereits bedrohliche Ausmaße an. Aus diesem Grunde befindet sie sich auf der Roten Liste der in Niedersachsen gefährdeten Vogelarten und ist als bestandsbedrohter Brutvogel eingestuft. Die Uferschwalben



Niströhren der Uferschwalben in einer Sandwand

Foto: R. Jürgens

leben meist in Wassernähe. Infolge von Flußregulierungen und Abbau der steilen Sandufer der Gewässer wurden ihre Lebensräume immer seltener. Hinzu kommt, daß durch ihr zähes Festhalten am gewählten Nistplatz einerseits und andererseits durch Abbaggerung in den Kieswänden (Gruben) und an Steilwänden oft große Verluste entstehen. Die Uferschwalbe brütet kolonieweise in senkrechten Sandwänden und Ufersteilwänden. In diesen befindet sich ein Nistloch neben dem anderen. Es ist beachtlich wie die Uferschwalbe es schafft, mit ihren scharfbekrallten, aber sehr empfindlichen Füßen und ihrem feinem Schnabel in hartem Sand oder Lehm Boden einen durchschnittlich 60 cm tiefen Nistbau auszuhöhlen. An seinem Ende steigt er leicht an und weitet sich zu einer weichgepolsterten „Kinderwiege“ aus. Beide Altvögel brüten und füttern ihre Jungen. Die Uferschwalben sind Zugvögel und kehren genauso wie alle übrigen Schwalben im folgenden Jahr wieder in ihre alten Nester zurück. Man schaut vergeblich auf Drähten und dünnen Zweigen nach ihnen aus, sie setzen sich lieber auf Wurzelwerk, das sie in der Nähe ihres Nistplatzes finden. Die letzten noch vorhandenen Brutkolonien im Großraum Braunschweig, sollten dringend unter den Schutz des Naturschutzgesetzes gestellt werden. Denn leider werden noch immer Kies- und Sandgruben, in denen die Vögel Bruthöhlen finden, bedingungslos zugeschüttet, so daß die Brutbiotope der Uferschwalben für immer vernichtet werden.

Wenn weiterhin ihre Brutbiotope und Lebensräume vernichtet werden, wenn weiterhin Gewässer trockengelegt werden, wird der ohnehin schon enge Lebensraum für die Uferschwalbe weiterhin eingeengt werden. Das Komitee für Biotop-Schutz der Vogelschutzstation Braunschweig im Deutschen Bund für Vogelschutz wird sich für die Erhaltung und Förderung der Lebensräume für die heimische Schwalbe einsetzen insbesondere um bereits besetzte Brutwände zu schützen und damit zu erhalten.

Neues heimatliches Schrifttum

Manfred R. W. Garzmann: Stadtherr und Gemeinde in Braunschweig im 13. und 14. Jahrhundert. Braunschweiger Werkstücke Bd. 53. Braunschweig 1976. 304 S., 1 Karte. Brosch.

Eine Analyse der Beziehungen von Stadtherr und Bürgerschaft im späten Mittelalter am Beispiel der Stadt Braunschweig stand bislang noch aus, so daß die nun vorliegende Arbeit Manfred Garzmanns (an der Universität Kiel als Dissertation angenommen) hier eine empfindliche Lücke schließt.

Das mit einem umfangreichen Quellenapparat und zahlreichen Literaturhinweisen versehene Buch behandelt jedoch nicht nur den im Titel angegebenen Zeitraum des 13. und 14. Jahrhunderts, sondern spannt einen weiten Bogen von den siedlungsgeschichtlichen Anfängen Braunschweigs über die verfassungsrechtliche Ausgestaltung der Stadt und ihrer Organe, bis hin zur Großen Schicht im Jahre 1374/86.

Trotz der unbefriedigenden Quellenlage im 9. und 10. Jahrhundert bemüht sich der Autor, die ersten Impulse städtischen Lebens aus der Kohlmarktsiedlung, der Altstadt und dem Hagen aufzufangen, um so ein Fundament — teilweise hypothetischen Charakters — für die weiteren Untersuchungen zu legen. Nun ist gerade Braunschweig, als „Bundesstadt“ mit 5 Weichbilden, ein besonders dankbares Objekt für jede wissenschaftliche Arbeit mit historisch-verfassungsrechtlicher Komponente, so daß Garzmann ganz folgerichtig der Entstehung der Weichbilde, der Herausarbeitung ihrer Unterschiede und schließlich ihrem Integrationsprozeß breiten Raum zumißt.

Modellhaft und exemplarisch für die Entwicklung in vergleichbaren anderen Städten ist dabei die Darstellung des Verfassers von der Aushöhlung grundherrlicher Macht durch Abtretung wichtiger Rechte an die Stadt (auch die lokalen

Vogteiverhältnisse werden ausführlich untersucht), bis hin zum Auftauchen der ersten Räte und zur bürgerlichen Selbstverwaltung.

Sehr ausführlich und sorgfältig untersucht Garzmann die komplizierten Verhältnisse und verfassungsrechtlichen Grundlagen des Gemeinen und Vollen Rates sowie der einzelnen Weichbildräte, wobei die soziale und politische Stellung sowie die wirtschaftliche Bedeutung der Geschlechter, Zünfte und nicht zuletzt der Ministerialität genau analysiert werden.

Ein besonderes Kapitel widmet der Autor der wachsenden Autonomie der Stadt indem er einen Einblick in die kirchen-Braunschweig im 13. und 14. Jahrhundert, rechtlichen Verhältnisse der Stadt gibt und die Bündnispolitik und das Ausdehnungsstreben des Rates aufzeigt. Den Schlußpunkt des Buches bildet schließlich eine Analyse der Spannungen und Zunftkämpfe im 13. und 14. Jahrhundert.

Als streng wissenschaftliche Arbeit verzichtet das Werk auf jede belletristische oder populärwissenschaftliche Attitüde, vermittelt jedoch dem interessierten Leser das modellhafte Beispiel einer mittelalterlichen Stadt, die sich Zug um Zug aus stadt-herrlicher Abhängigkeit löst, bis hin zur Stellung einer unabhängigen Gemeinde, die nur noch äußerst lose mit den Landesfürsten verbunden ist.

Bedauerlicherweise verzichtet das Werk weithin auf eine Durchleuchtung der Abhängigkeitsverhältnisse von Unterschicht zur besitzenden Klasse der Geschlechter und Gilden und erhält auch die politische Stellung sowie die wirtschaftliche und soziale Lage der Unterschicht nur wenig. — Möglicherweise hätte dieser Aspekt jedoch den gegebenen Rahmen gesprengt, wobei zu hoffen ist, daß dieser wichtige und aktuelle Themenkomplex in absehbarer Zeit eine gleichermaßen fundierte Aufarbeitung erfährt.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

63. Jahrgang

November 1977

Heft 3

Siegel und Wappen der Stadt Schöningen¹⁾

Von Werner Freist

Vom ersten Jahrhundert nach Christi Geburt läßt sich die durchgehende Besiedlung Schöningens nachweisen. Als der Ort 748 urkundlich zum ersten Mal erwähnt wird, muß er sich durch seine Größe gegenüber andern ausgezeichnet haben. Die Salzgewinnung, die Anlage einer Curtis, die sich zu einem Königshof entwickelte, wo sich Kaiser Otto III. mehrmals aufhielt, die Archidiakonatskirche St. Stephani um 800, das Lorenzkloster 1120 und ein Wik, als zeitweiliger Aufenthaltsort von Kaufleuten und Händlern, bestätigen eine traditionsreiche Vergangenheit.

Das älteste Schöninger Siegel stammt aus dem Jahre 1332. Es zeigt einen achtstrahligen Stern und einen heraldisch nach rechts stehenden Löwen mit erhobener rechter Pranke. Das Siegelfeld ist mit zwei sich teilenden Baumranken, mit Blättern und einer Dreipaßblüte unter dem Löwen geziert. Die zwar nicht vollständig erhaltene Legende (Umschrift) läßt sich mit Sicherheit dahin ergänzen:

+ SIGI (LLVM B) VRGENSIVM : DE : SCHENIGE (1).

Ein fast gleichaltes Siegel von 1336 bestätigt in der zugehörigen Urkunde den Rat (consules) der Bürgerschaft in Schenige (2).

Durch das Siegel ist Schöningen als Stadt bestätigt, auch wenn die Ernennungs-urkunde fehlt. (Urkundenlücke von 1120—1332). Doch läßt der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts von den Bürgern erbaute romanische Turm der Stadtkirche von St. Vincens vermuten, daß der Ort schon zu dieser Zeit städtischen Charakter trug.

Bedeutung und Form der Sinnbilder im Schöninger Siegel und Wappen

Der Stern²⁾

Sicher werden die Bewohner Schöningens, wie auch in anderen Orten, bestrebt gewesen sein, ihrem Gemeinwesen ein eigenes Siegel zu geben, waren doch immerhin 500 Jahre seit der ersten urkundlichen Erwähnung vergangen. Es lag im Zuge der Zeit, in der die wenigsten Menschen lesen und schreiben konnten, ein Emblem zu wählen, das als redendes Siegel durch sein Klangbild jedem verständlich sein sollte. Noch heute heißt Schöningen im Volksmund Scheining, zu damaliger Zeit Schenig. Aus dem abstrakten Begriff des Scheins wird der konkrete

des Sterns. Diese Deutung mag uns heute zunächst gesucht erscheinen, doch haben wir in unserer Stadt entsprechende Beispiele aus noch weit späterer Zeit. An dem Altersheim der Clus befindet sich das von Leestensche redende Wappen, ein Schuh-Leisten und an der alten Lateinschule ein Strauß für den Namen Straube.

Mit dem Stern reiht sich Schöningen in die Zahl der Orte ein, die wahrscheinlich schon bei Ernennung zur Stadt über ein eigenes redendes Siegel verfügten, wie Schöppenstedt, Königslutter, Seesen und Vorsfelde.

Der achtstrahlige Stern findet in der Mitte der beiden ältesten Siegel einen bevorzugten Platz, ein Beweis für seine Bedeutung, der man sich anfangs durchaus bewußt gewesen sein wird.

Der Löwe

Sämtliche Schöninger Siegel weisen den Löwen auf. Nach Georg Schnath ist der im Wappen welfischer Fürsten vorkommende Löwe ein redendes Wappen. Die Bezeichnung Welp als reißendes, wehrhaftes Tier — heute nur noch bei einem jungen Hund gebräuchlich — bedeutet in die lateinische Sprache übersetzt, leo = Löwe.

Ist auch das redende Emblem für das älteste Wappen der Welfen zutreffend, scheint doch unter Heinrich dem Löwen das Wappentier bereits zum Sinnbild der Stärke und des Mutes geworden zu sein, wie ihn der Burglöwe in Braunschweig verkörpert. An ihn erinnert in seiner Haltung auch das älteste Schöninger Siegel. Bei der Ernennung zur Stadt bedurfte es der Zustimmung seitens des Landesherrn. „Dieser wird zur Dokumentierung seiner Rechte auf den Ort auf der Aufnahme des Löwen in das Siegelfeld bestanden haben“ ³⁾.

Für Schöningen wohl ohne Zweifel, denn unter Heinrich dem Löwen war 1179 der Ort in seinen Besitz gekommen. Er hatte sich nach Aussterben der Pfalzgrafen von Sommerschenburg, die Anrechte und zeitweilig auch die Vogtei über das Kloster St. Lorenz besessen hatten, diese Gebiete angeeignet, wodurch Schöningen Grenzort wurde, zumal Helmstedt zu dieser Zeit schon im Besitz der Welfen war. Stammen Siegel und Wappen auch erst aus späterer Zeit, bestätigen die Kämpfe des Herzogs Magnus mit dem Erzbischof von Magdeburg, die 1347 zur Zerstörung Schöningens führte, noch den Charakter der Grenzstadt. Diese historischen Ereignisse dürften für die Gestaltung des Siegels und der Farbgebung des Wappens nicht ohne Bedeutung gewesen sein.

Die Baumranken

Die im ältesten Schöninger Siegel auftretenden Baumranken sind im Vergleich zu andern Siegeln ungewöhnlich und bedürfen noch einer genaueren Untersuchung. Im zweiten Siegel von 1336 tragen sie den üblichen Charakter der „Damaszierung“, der dekorativen Belegung des Untergrundes. Sie haben keine besondere Bedeutung und können deshalb fortgelassen werden.

Die Farben

Die ältesten Angaben entstammen Bothes Sachsenchronik von 1492. Der goldene Löwe steht auf weißem Podest im roten Feld. Da den heraldischen Gesetzen nach Metall auf Farbe liegt, hätte der weiße Sockel silbern tingiert sein müssen. Die heutige Farbgebung in beige entstammt einer malerischen Gestaltung des Künstlers Günther Clausen von 1937 ⁴⁾.

Über die Farbgebung des Sternes liegen in der Sachsenchronik bei zwei verschiedenen Exemplaren die beiden möglichen Lösungen vor: silbern (Wolfenbüttler Bibliothek) und golden (Prof. Hildebrandt) (1).

Im 18. und 19. Jahrhundert gerieten die alten Farben in Vergessenheit und wurden durch gelb-weiß = Hannover und blau-gelb = Braunschweig verdrängt.

Die Stadtfahne

Sie weist heute die beiden welfischen Farben rot und gelb (gold) auf, die seit der Teilung von 1267 bestehen ⁵⁾.

Wie lange sie schon in Schöningen verwendet wurden, ist bislang nicht sicher zu belegen.

Zusammenfassung

Das älteste Siegel Schöningens von 1332 bestätigt den Ort als Stadt. Der Stern wird zum redenden Sinnbild des Namens Schenig = Schein, dem der Welfenherzog sein gleichfalls redendes Emblem, den Löwen, hinzufügt. Durch die Farben rot und gold (gelb) ist das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg gekennzeichnet.

Die Entwicklung der Siegel

In allen Siegeln der Stadt ist bis zur Gegenwart der heraldisch nach rechts gewandte Löwe vertreten.

Sämtliche Siegel und Urkunden befinden sich im Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel.

- 1) von 1332 (Orig. Siegel, 7 Urk 255a), leicht beschädigt.

+ SIGI (LLVM B) VRGENSIUM : DE : SCHENIGE

Im Mittelfeld der achtstrahlige Stern, Emblem der Stadt. Für den darunter befindlichen, teils schreitenden, teils über Ranken stehenden Löwen könnten für das Schöninger Siegel als Vorbild gedient haben: für den schreitenden die Siegel der Braunschweiger Herzöge Otto 1284 (VI HS 2, Nr. 23) oder Heinrich 1295 (VI HS, Nr. 13), für den stehenden der Braunschweiger Burglöwe Herzog Heinrichs des Löwen von 1166.

- 2) von 1336 (Orig. S. 24, Urk 644), leicht beschädigt.

(SIGILLVM) : IN : SCHENIGE

Stern und Löwe wie im 1. Siegel. Die Ranken werden zur Damaszierung des Feldes. Beide Siegel sind oben bereits eingehend beschrieben.

- 3) von 1503 (Orig. S. 1 Slg Q 101) und Oblaten Siegel von 1568 (1 Alt 7428).

Der nur noch sechsstrahlige Stern wird bis 1937 beibehalten. Er verliert seine beherrschende Stellung in der Mitte. Sein neuer Platz ist vor der Brust des Löwen, der nach dem Vorbild des Braunschweiger Standbildes mit allen vier Pranken auf einem verzierten Sockel steht. Eine Baumranke hinter dem Löwen füllt mit ihrer Blüte das freigewordene Feld über dem Rücken des Tieres.



1.

1332



2.

1336



3.

1503



4.

1610



5.

1766



6.

~1800



7.

~1850



8.

~1900



9.

~1920



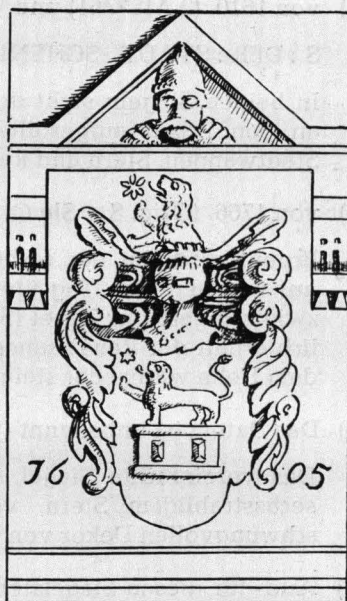
10.

1956





11.



12.



14.

1803



13.

1652



15.

1866



16.



17.



18.

1938

Entwicklung des Stadtwappens von Schöningen

Zeichnungen: W. Freist

- 4) von 1610 (2 Alt 7461) und V 1592 (Orig. S. 63 Urk 329).

S : DER : STADT : SCHENINGE

In beiden Siegeln steht der Löwe aufrecht mit erhobenen Pranken in einem an den Ecken aufgerollten Renaissanceschild gleich dem Braunschweiger Stadtwappen. Stern und Ranken fehlen.

- 5) von 1766 (Orig. S. 1 Slg Q 102) und etwas kleiner von 1798 (36 Alt VI B 30).

Erneut erscheint der sechsstrahlige Stern. Er befindet sich von nun an bis auf den heutigen Tag über der erhobenen rechten Pranke des Löwen. Sein zwiefach geteilter Zagel (Schwanz) ist über den Rücken geschwungen. Zusätzlich erhält der Renaissanceschild Stechhelm und Decke. Aus dem Wulst über dem Helm wächst der steigende Löwe mit erhobener Pranke und Stern.

- 6) Das Datum ist unbekannt (1 Slg Q 103).

Das vereinfachte Siegel, der Löwe auf übereck gestelltem Postament mit sechsstrahligem Stern, verzichtet wie die folgenden zeitweilig auf den schwungvollen Dekor von Helmzier und Decke.

- 7) Auch für diesen Siegelstempel (Typar) ist wie für die folgenden eine zeitlich begrenzte Angabe nicht möglich.

- 8) (36 Alt VI B 30).

Dieses Oblatensiegel zeigt den Löwen auf blauem Grund.

- 9) Aus der größeren Anzahl verschiedener Klischees, die für allgemeine Veröffentlichungen verwandt wurden (Druckerei Kleemann, Schöningen), sei dieses als Beispiel angeführt, es entspricht inhaltlich dem vorletzten Siegel.

- 10) von 1958.

Das jetzige große und kleine Stadtsiegel wurde mit Antrag vom 15. August 1958 dem Stadtwappen entnommen. Es zeigt den heraldisch nach rechts stehenden Löwen auf einem Postament mit dem ursprünglichen achtstrahligen Stern über der erhobenen rechten Pranke.

Sämtliche Siegel Nr. 1—10 sind im Maßstab 1 : 1 wiedergegeben.

Die Entwicklung der Wappen

Wurde das Siegel zur Beurkundung wichtiger Rechtsvorgänge benötigt, stellt das Wappen die Repräsentation der Stadt dar. Wie andernorts wird sich auch in Schöningen das Wappen aus den Siegeln entwickelt haben.

Die erste Darstellung finden wir in zwei Stadttoren von 1604 und 1605. Obwohl gleichzeitig, wurden sie doch von verschiedenen Bildhauern angefertigt. Beiden gemeinsam ist die äußere Formgebung. Über einem rechteckigen Stein erhebt sich ein Dreiecksgiebel, der beim zweiten Wappen auf zwei Konsolen ruht. Die Renaissanceschilder, von Helmdecken umgeben, tragen den geschlossenen Helm mit Wulst und unterschiedlicher Helmzier.

- 11) von 1604, Westendorfer-Tor, — Stein: 81 x 59, Giebel 32 cm.

Der Löwe steht mit allen vier Pranken auf einem schlichten Podest, der Zügel ist gesenkt. Über dem nach vorn gerichteten Helm steigen die Pfauenfedern der Braunschweig-Wolfenbüttler Herzöge auf. Sie bestätigen die Annahme, daß dieses Tor dem besonderen Schutz der nahe gelegenen herzoglichen Burg unterstand.

- 12) von 1605, Salztor, — Stein: 64 x 58 cm, Giebel H = 24 cm.

Hier steht der Löwe mit erhobener rechten Pranke auf einem mit zwei Diamant-Ornamenten verzierten rechteckigen Postament. Der Zügel steht aufgerichtet über dem Rücken des Löwen. Der geschlossene Helm ist seitlich gewendet, über ihm der wachsende Löwe mit dem Stern. Aus dem Giebel schaut ein schnurrbärtiger Krieger — leicht beschädigt — mit Helm und Schulterplatten.

Beide Wappensteine befinden sich im Schöninger Heimatmuseum.

- 13) um 1652.

Das aus dem Merianstich bekannte Wappen zeigt den steigenden Löwen ohne Stern, es entspricht dem Siegel 4 von 1610.

- 14) Mit dem Relief über dem erweiterten klassizistischen Rathausbau von 1803 haben wir das erste farbige Stadtwappen, jetzt mit dem achtstrahligen silbernen Stern über der erhobenen Pranke des goldenen Löwen. Sein schräg über Eck stehendes Postament entspricht dem Siegel 5 von 1766, die Tönung ist grau. Der rote Schild ist von Palmwedeln umgeben. Über dem grauen Helm erhebt sich als Helmzier der wachsende goldene Löwe mit dem silbernen Stern.

Wie weit die Farbgebung von 1803 der jetzigen entspricht, muß zur Zeit noch offen bleiben. Um 1905 schrieb Paul Zimmermann: „Es ist in neuer Zeit üblich geworden, den Wappenschild weiß, das Postament steingrau, den Löwen rot und den Stern golden zu tingieren“ ⁶⁾.

- 15) Ein ähnliches Wappen zierte, gleichfalls mit den heutigen Farben, die 1866 erbaute Städtische Schule an der Wallstraße. Wiederum ist der Stern nur sechsstrahlig.
- 16) Dieser von Prof. Hupp gemachte Entwurf findet sich in dem von Klemens Stadler im Angelsachsen Verlag, Bremen, um 1966 herausgegebenen Band 5 über „Deutsche Wappen“.
- 17) Einen ähnlichen Entwurf, der gleichfalls nicht als amtliches Wappen zur Ausführung kam, enthalten die Akten 36 Alt VI B 30 des Niedersächsischen Staatsarchivs in Wolfenbüttel.

- 18) Holzschild 100 x 74 cm.

Das jetzige Stadtwappen wurde 1937 von Günther Clausen entworfen, in der damaligen Kunstgewerbeschule in Braunschweig angefertigt, und befindet sich heute im Sitzungssaal des neuen Rathauses. Der goldene Löwe steht im roten Schild auf beigefarbenen Postament (4).

Der ursprüngliche, achtstrahlige silberne Stern steht über der erhobenen rechten Pranke. Die Farben entsprechen den Vorschlägen von P. Zimmermann, die neben den heraldischen Gesetzen der historischen Entwicklung der Stadt Schöningen Rechnung tragen. Sie wurden mit Ratsbeschluß vom 23. Jan. 1956 festgelegt.

Neben diesen amtlichen Siegeln und Wappen finden sich zahlreiche Darstellungen vor allem an Gebäuden. Sie ergeben aus ihrer Zeit heraus stilistisch aufschlußreiche Abwandlungen ohne das Wesen des Wappens zu verändern. (Eine derartige Sammlung befindet sich im Privatbesitz von Günther Kahmann, Esbeck.)

Außerdem wurden Siegel und Wappen mit Genehmigung der Stadt vielfach zu Firmenzeichen verwandt, 1949 ehemalige Saline, 1950 ehemalige Maschinenfabrik von Meier, Hötensleben.

¹⁾ 7 Urk Nr. 255a. Sämtliche Urkunden und Siegel befinden sich im Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel. Paul Zimmermann, Die Städtewappen des Herzogtums Braunschweig. Braunschweigisches Magazin 1905, S. 126. — ²⁾ 24 Urk Nr. 644. Da der Sinn des Sterns als Emblem der Stadt Schöningen bislang unbekannt war, entfallen auch alle Vermutungen, ihn dem Welfenhause zuzuordnen, zumal dieses durch den Löwen bereits vertreten ist. — ³⁾ Jos. König, Zur Geschichte von Wappen, Siegel und Farben der Stadt Seesen. Tausend Jahre Seesen 974—1974, S. 92. — ⁴⁾ Karl Rose, Heimatbuch der Salzstadt Schöningen, Bd. 2 1938, S. 176. — ⁵⁾ Georg Schnath, Das Sachsenroß, Entstehung und Bedeutung des niedersächsischen Landeswappens, 2. Aufl. 1961, S. 21. — ⁶⁾ P. Zimmermann, Die Städtewappen des Herzogtums Braunschweig, Braunschw. Magazin 1905.

Hauptmerkmale der ostfälischen Volkstracht und deren Verbreitung im 18. Jahrhundert

Von Werner Flechsig

(Schluß)

II, 2 Die blauen Röcke der Männer

Die von Trachtenforschern geäußerte Vermutung, daß die Vorliebe für blaue Tuchröcke mit rotem Futter in der Männertracht des späten 18. Jahrhunderts durch das Vorbild der militärischen Uniformen beeinflußt sei, scheint eine Stütze in S. B. Carstedts Atzendorfer Chronik von 1761/62 zu finden ¹⁾. Wie schon im vorigen Abschnitt über die Futterhemden in Ostfalen mitgeteilt wurde, gab Carstedt in § 58 seiner Chronik an, die blaue Farbe der Futterhemden sei anstelle der älteren braunen dort erst „seit 20 Jahren“ in Mode gekommen, also etwa zur Zeit der schlesischen Kriege Friedrichs d. Gr., in denen gewiß viele Bauernsöhne des magdeburgischen Landes unter preußischen Fahnen in blauen Uniformen kämpfen mußten. Frühere Belege für blaue Mannsröcke habe ich in Nachlaßinventaren des 17. und 18. Jahrhunderts bisher auch nicht finden können. Nach Ausweis der ‚Braunschw. Anzeigen‘ trugen blaue Röcke, deren Stoffart in den meisten Fällen als „Tuch“ bezeichnet wurde, 1756 ein aus Wanzleben gebürtiger Leinewebermeister bei seiner Flucht aus Helmstedt (Sp. 653), 1765 ein Dieb, der in Dungenbeck ein Pferd gestohlen hatte (Sp. 90), 1769 der entlaufene Sohn des Ackermanns

Timpe in „Oberlutter, Stift Hildesheim“, d. h. Ostlutter im Kr. Goslar (Sp. 463), 1773 ein Müller aus Uthmöden im Amt Calvörde (Sp. 588), 1780 ein in einem Teiche bei Neubrück ertrunkener 18—20jähriger Bursche (Sp. 764), 1781 ein zwischen Glentorf und Heiligendorf tot aufgefundenener Mann (Sp. 847), 1787 ein Knecht aus Hankensbüttel (Sp. 1143) und ein in Jeseritz beobachteter Dieb (Sp. 236), 1788 ein aus Gr. Brunsrode gebürtiger Zechpreller (Sp. 1086 f.), ein aus Vorsfelde stammender, wegen Pferdediebstahls flüchtiger Lehndorfer Dienstknecht (Sp. 1413 f.) und ein Pferdedieb aus Wormsdorf (Sp. 1435), 1791 ein aus der Haft in Wendhausen entfloherer Dieb (Sp. 142 f.). Gestohlen wurden blaue Mannsröcke 1778 dem Halbspänner Schulze in Hoiersdorf „aus einer Lade“ (Sp. 3 f.) und einem Ackerknecht in Helmscherode „aus einer verschlossenen Lade“ (Sp. 707), 1780 einem Knecht des Ackermanns Eggeling in Süplingenburg (Sp. 863), 1781 aus einem Hause vor dem Tore bei Braunschweig (Sp. 691), 1787 einem Schuster in Ohrum (Sp. 96) und 1794 dem Kotsassen Viet in Broitzem, der gleich deren zwei einbüßte (Sp. 589 f.). Dazu kommen 2 blaue Futterhemden, deren eins dem Mahlumer Bauermeister und Halbspänner Ackenhausen 1773 gestohlen wurde (Sp. 660) und deren anderes der 15jährige Sohn eines Einwohners in Lucklum 1788 getragen hatte (Sp. 1011), ein 1781 dem Kotsassen Eggeling in Gliesmarode gestohlener „Kittel von blauen Laken“ (Sp. 404) sowie schließlich 2 blaue „tuchene Kleider“ in einem Hohnsleber Nachlaßinventar von 1774²⁾ und 3 blaue Röcke im Nachlaßinventar des Bauern J. H. Rühle in Kl. Mahner von 1793³⁾. Während alle diese Belege über einzelne Träger blauer Röcke, Futterhemden und Kittel noch nicht erkennen lassen, in welchem Umfange es damals bei der männlichen Landbevölkerung Ostfalens schon allgemeiner Brauch geworden war, sich an Sonn- und Feiertagen blau zu kleiden, bezeugt dies für Berel im Westteil des Kreises Wolfenbüttel der dortige Pastor in seinem schon mehrmals zitierten Bericht an Konsistorialrat Hassel vom Jahre 1774⁴⁾. Rotes Futter ist zwar nicht ausdrücklich erwähnt 1778 für den Hoiersdorfer Rock, 1781 für den Glentorfer und Braunschweiger Rock wie für den Gliesmaroder Kittel, 1788 für das Lucklumer Futterhemd, doch darf wohl angenommen werden, daß in jener Zeit roter Futterstoff andersfarbigem Futter in der Regel vorgezogen wurde. Über die sonstige Ausstattung der blauen Röcke, Futterhemden und Kittel ließ sich nicht viel in Erfahrung bringen. Gesagt wird nur, daß der Rock des Dungenbecker Diebes „mit langen Taschen und gelben Kragen“ versehen war, der himmelblaue Schäferrock des Zechprellers aus Gr. Brunsrode „mit vielen Falten“, der Rock des Hoiersdorfer Halbspanners „mit weissen runden metallenen flachen Knöpfen“, das Mahlumer Futterhemd mit „kameelhaarnen“ Knöpfen und der Wormsdorfer Rock „mit messingenen Knöpfen und einen schmalen Kragen“.

Zu meiner Überraschung fand ich nur ein einziges Mal einen blauen „Fuhrmannskittel“, wie er im Harz und seinem Vorlande bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein zur Berufskleidung der Fuhrleute gehörte, und zwar bei einem im Amt Aerzen 1798 inhaftierten Mann aus Elbingerode im Harz (Sp. 556).

II, 3 Brusttücher und Westen der Männer

Unter dem Kittel, Futterhemd oder Rock, ja bisweilen auch unter dem Kamisol wurde von Männern und Jungen in der Regel, wenn auch nicht ausnahmslos, im 18. wie noch im 19. Jahrhundert, das westenähnliche, ärmellose Brusttuch, mundartlich Bostdauk, getragen. Es unterschied sich von der aus der modischen bürgerlichen Kleidung übernommenen Weste weniger durch Farbe und Stoffart als

durch den Schnitt und die Anordnung der Knopfreiheiten. Wie Trachtenbilder des 19. Jahrhunderts und Original-Brusttücher in den Museen beweisen, hielt sich gerade bei diesem altertümlichen Kleidungsstück die im Mittelalter beliebte rote Grundfarbe mit grünem Besatz, wie sie auch bei den Röcken der Frauen und Mädchen in Ostfalen bis in den Beginn des 20. Jahrhunderts noch bevorzugt wurde. Zu den konservativen Merkmalen des Brusttuchs alten Stils gehörte auch noch lange die Einrichtung, daß Knöpfe und Knopflöcher nicht vorn über der Mitte des Brustkorbs angebracht waren, sondern an seiner Seite unter dem linken Arm. Allerdings herrschte schon in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die rote Farbe bei den Brusttüchern nicht mehr unangefochten. Rote Brusttücher trugen z. B. 1756 ein aus der Haft in Helmstedt geflohener Wanzleber Leinewebermeister unter einem blauen Tuchrock und blauen Kamisol (Sp. 653), 1783 ein in Greene inhaftierter 24jähriger Dienstknecht aus Portenhagen unter dem Leinenkittel und einem blauen Kamisol (Sp. 999), 1793 ein 27jähriger Dieb aus Lippoldshausen unter dem weißen Leinenkittel (Sp. 1108 f.). Gestohlen wurden rote Brusttücher 1767 dem Schützenwirt vor Goslar (Sp. 2091 f.), 1773 einem Halbspänner in Mahlum (Sp. 660) und 1783 einem Halbspänner in Bevenrode (Sp. 763). Drei von diesen sechs Kleidungsstücken waren mit weißen zinnernen bzw. „metallenen“ Knöpfen versehen. Auch die in jener Zeit auf dem Lande Eingang findenden Westen waren anfangs zum Teil nach altväterischem Geschmack noch aus rotem Stoff gefertigt. So trugen rote Westen 1780 ein 12jähriger Junge in Braunschweig unter einem blauen Rock (Sp. 940) und 1799 ein Mann bei einem Diebstahl in Erxleben unter dem blauen Rock (Sp. 1135). Gestohlen wurde im gleichen Jahre einem Bergmann in Zellerfeld eine „*rothe scharlachene Mannsweste*“ (Sp. 1728).

Anstelle der roten Brusttücher kommen aber schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts auch solche von anderen Farben vor, so vor allem blaue, deren eins nach Fuhse 1748 in Bodenstein bezeugt ist, ferner rotblau gestreifte (z. B. 1769 bei der Wolfsburg), rotweiß gestreifte (z. B. 1772 in Calvörde), blauweiß gestreifte (nach Fuhse 1748) und weiße (z. B. 1774 in Merxhausen), von den verschiedenfarbigen Westen ganz zu schweigen. Als Stoffe werden Tuch, Kattun, Linnen und selbstgemachtes Zeug genannt.

II, 4 Hosen

Unter den Hosen der Männer und Jungen herrschte im 18. und frühen 19. Jahrhundert in weiten Gebieten Ostfalens die **Kniehose aus Leder** ganz entschieden vor. Die Zahl ihrer Belege in den ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ ist so groß, daß sie aus räumlichen Gründen hier gar nicht alle aufgeführt werden können. Nach Osten reichen die Belege bis Uthmöden im Amt Calvörde, Vorsfelde, Mackendorf, Alvensleben, Morsleben im magdeburgischen Holzkreis und Hessen am Fallstein und Atzendorf im Kr. Calbe, nach Norden von Uthmöden über Vorsfelde, Rieseberg, Ribbesbüttel und Dungenbeck im Kr. Peine bis Gleidingen im Kr. Hildesheim, nach Westen bis zum Amt Wickensen, Amelungsborn und Neuhaus im Kr. Holzminden, nach Süden bis zu den Bergstädten Grund, Wildemann und Zellerfeld im Harz. Als Besitzer lederner Kniehosen werden nicht nur Bauern und Bauernknechte genannt, sondern auch Müller und Mühlenknechte, 2 Schweinemeister, mehrere Bäcker und ein Fleischergehilfe, ein Schmied, ein Maurergehilfe, ein Tuchmachergehilfe, ein Glasmacher, ein Bader, ein Gerichtsknecht, Hausknechte und Tagelöhner sowie Haussöhne und Waisenhauszöglinge. Der jüngste Träger einer Lederhose war in Braunschweig 1757 ein 8jähriger Junge. Schon 1650

Schäfer aus der Göttinger Gegend
 Kolorierte Federlithographie von Mühlig
 Original: Braunschw. Landesmuseum



gab es in Braunschweig lederne Hosen zu kaufen, wie das Warenlager im Nachlaßinventar des Braunschweiger Handelsmanns Heinrich von Bergen ausweist ⁵⁾. Soweit die Art des Leders angegeben wurde, war am häufigsten Bockleder vertreten, und zwar zehnmal, darunter einmal Ziegenbockleder und zweimal Schafleder, danach Kalbleder ⁵⁾. Neben der vorherrschenden gelben Farbe wurde auch fünfmal weißes Leder genannt, nämlich 1756, 1769, 1783, 1799 und 1815, viermal schwarzes Leder (1754, 1769, 1781). Von den schwarzgefärbten Lederhosen waren zwei aus Schaf-, eine aus Bockleder, während die Lederart der weißen Hosen nicht angegeben wurde.

Neben 52 Lederhosen fand ich im gleichen Zeitraum nur 21 **Leinenhosen**. Von ihnen waren 7 im Leine- und Weserbergland bezeugt (Bodenfelde, Boffzen, Heyen, Hoyershausen, Lippoldshausen, Merxhausen, Wickensen), 5 in der Südheide und im Vorsfelder Werder (Fallingbostel, Gifhorn, Grassel, Vorsfelde, Wahrstedt), 2 im Oberharz (Clausthal und Zellerfeld), also die meisten in den ärmeren Landstrichen Ostfalens. Unter den Trägern befanden sich keine Bauern und bis auf einen Harzer Nagelschmied keine Handwerker, sondern ein Altvater, Häuslinge, Tagelöhner, Dienstknechte und Vagabunden. Die Leinenhose war also nicht typisch für die bei der Volkstracht tonangebenden Schichten des Landvolkes, sondern für die „Unterprivilegierten“, wie man heute sagen würde. Allerdings ist im 16. Jahrhundert auch einmal eine Leinenhose für einen Bauern bezeugt, und zwar in dem schon zitierten Nachlaßinventar eines Hofes in Kl. Bartensleben von

1567, wo „1 paar leinen buchsen“ aufgeführt wurden⁷⁾. Leinenhosen wurden als weiß, greis oder grau bezeichnet, waren also aus ungefärbtem Linnen. Daneben fand ich nur eine schwarze in Boffzen (1805, Sp. 2428) und eine „*lange blau und weiß gestreifte*“ bei einem Dienstknecht aus Gliesmarode (1815, Sp. 2900), die zum ersten Mal hierzulande das Eindringen der neuen Hosenform der französischen Revolution in die Volkstracht auf dem Dorfe erkennen läßt.

II, 5 Strümpfe der Männer

Bei den ländlichen Männerstrümpfen überwog während der ganzen 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich die **blaue** Farbe. In Steckbriefen und Diebstahlsanzeigen fand ich sie 1751, 1756, 1757, 1767, 1771, 1772, 1773, 1774, 1778, 1780, 1783, 1785, 1788, 1791, 1793 und 1805. Es sind insgesamt 23 Belege aus der Stadt Braunschweig, den Landkreisen Peine, Helmstedt, Hildensleben, Oschersleben, Zellerfeld, Osterode, Einbeck, Gandersheim, Holzminden und Hörter. Ihre Zahl wäre sicherlich weit größer, wenn sie nicht in vielen Steckbriefen bei der Beschreibung der Kleidung überhaupt nicht oder doch ohne Farbangabe genannt wären. Von den mir bekannten dörflichen Nachlaßinventaren erwähnt nur das des Bauern Franz Köhler in Mödesse, Kr. Peine, von 1773 blaue Strümpfe unter der hinterlassenen Kleidung des Verstorbenen⁸⁾. Außer von Bauern und Bauernknechten wurden blaue Strümpfe auch von einem Mühlenknecht, einem Nagelschmied, einem Glasmacher, einem Lehrling und einem Waisenhauszögling getragen. 1767 und 1773 wurden die Strümpfe genauer als „blausprenglicht“ bezeichnet, 1757 und 1793 als „*unten*“ bzw. „*am Fuße*“ weiß angestrikt, 1778 als „blaue, mit Bändern umwundene Strümpfe“ (Sp. 456). Neben blauen werden nur selten weiße, graue und schwarzgeflamnte Männerstrümpfe erwähnt.

II, 6 Mützen und Hüte der Männer

Kopfbedeckungen werden in den Steckbriefen flüchtiger Männer nur selten angegeben, weil sie wohl meist barhaupt das Weite suchten, und auch in Diebstahlsanzeigen kommen Mannsmützen und Hüte nicht oft vor. Gleichwohl reichen die Belege in beiden Quellengruppen aus, um eine gewisse Klarheit über die auf dem Lande im 18. Jahrhundert üblichen Kopfbedeckungen der Männer zu gewinnen. Häufiger als Hüte erscheinen **Mützen**, und zwar überwiegend **rote** aus Tuch, so 1772 bei einem flüchtigen Lucklumer Tagelöhner, der zusätzlich einen Hut trug (Sp. 583f.), 1780 bei einem in Celle inhaftierten Mann aus Fallingbostel (Sp. 559f.), 1783 bei einem in Greene inhaftierten Dienstknecht aus Portenhagen (Sp. 999), 1787 bei einem Dieb aus Calvörde, der während eines Einbruches in Jeseritz „*eine rothe tuchene Mütze und darüber einen Hut*“ trug (Sp. 216) und 1798 bei einem aus Salzdahlum entlaufenen 13jährigen Jungen (Sp. 896). Gestohlen wurde 1783 eine „*rothe scharlachene Mütze*“ dem Kotsassen Lippe in Bevenrode (Sp. 763f.). Nur je einmal fand ich 1774 eine „*weisse Mütze mit rothen Streifen*“ bei einem 50jährigen Schmied in Ribbesbüttel (Sp. 663) und eine blaue tuchene, mit Rauch d. h. Pelz, verbrämte Mütze 1771 beim Schweinemeister des Klosters Amelungsborn (Sp. 871). Diese Art des Pelzbesatzes an Wintermützen, die uns durch Trachtenbilder und Originalstücke der sogenannten „Brügemützen“ in den Museen aus dem 19. Jahrhundert bekannt sind, erscheint auch bei der schon erwähnten roten Jungenmütze in Salzdahlum, die obendrein innen „rauch“ gefüttert war,

bei der ebenfalls roten, „mit Rauchwerk gefütterten und verbränten“ Mütze eines 1754 aus Grund entflohenen Fleischerknechtes (Sp. 1511), bei der 1752 einem Bader in Gleidingen, Kr. Hildesheim, gestohlenen grünen Samtmütze (Sp. 638 ff.) und bei der gleichfalls mit Rauchwerk gefütterten und bebränten Mütze eines 1771 aus Gadenstedt entflohenen Mannes (Sp. 336). Ob die „rauche Mütze“ eines 1767 wegen Kirchendiebstahls flüchtigen Wahrstedters nur gefütterte oder auch verbränt war, geht aus der knappen Ausdrucksweise ebenso wenig hervor wie ihre Farbe und Stoffart (Sp. 947 f.). Anscheinend nur mit Rauchwerk gefütterte waren 2 Knabenmützen von rotem Tuch und eine Mannsmütze von grünem Samt, die dem Kotsassen Eggeling in Gliesmarode 1781 gestohlen wurden (Sp. 404). Von der letztgenannten wird noch bemerkt, daß sie „mit Schnüren von unechten Golde besetzt“ war. Eine noch eingehendere Beschreibung zitiert Fuhse a. a. O. von einer Warberger Mütze aus dem Jahre 1801. Sie war aus rotem Tuch, mit „Grauwerk“ verbränt, inwendig mit Schaffell gefütterte und mit breiten unecht goldenen Litzen versehen. Wo solche beim Landvolk beliebten Mannsmützen im Elmgebiet zu bekommen waren, verrät uns die Diebstahlsanzeige über einen Einbruch beim Kürschner Seydelitz in Königsutter vom Jahre 1755. Er vermißte damals u. a. „1 Dutzend scharlachene Mützen mit Gebräme von schwarzer Otter“, „7 Dutzend tuchene Ottermützen von allerhand Couleur“, 1 Dutzend Mützen von grün und rothem Sammet mit Otter und 1 mit Welbgebräme“ sowie „10 Stück rothe und schwarze Kindermützen, mit Grauwerk, sammetne und tuchene mit Ilk- und Martergebräme“ (Sp. 1727 f.). Als Felle wurden also solche von Otter, Welb bzw. Welp (= junger Hund?), Iltis und Marder verarbeitet. Schon 1655 erscheinen im Nachlaßinventar des Braunschweiger Bürgers Bartholomeus Ebeling unter den Kleidungsstücken „eine rauche Fuchsen Mütze“ und „eine rauche Marteren Mütze“, woraus zu ersehen ist, daß damals außer Marder- auch Fuchsfell zum Verbrämen der Männermützen verwendet wurde ⁹⁾.

Außer Tuch- und Samtmützen ohne oder mit Futter und Verbrämung werden zweimal auch solche aus **Leder** erwähnt, und zwar 1759 eine „schwarze lederne, mit Rauchwerk gefütterte“, die ein aus der Haft geflohener Bergmann in Grund trug (Sp. 613 f.) und 1799 die „lerderne Peckelmütze“ eines in Lutter a. Bbg. inhaftierten angeblichen Bäckergelesen (Sp. 1863).

Soweit statt der Mützen **Hüte** als Kopfbedeckungen genannt werden, ist meist nichts über ihre Ausstattung und Form gesagt. Ein zwischen Glentorf u. Heilighendorf 1781 tot aufgefundener Mann hatte einen „alten, mit einer Schnur besetzt gewesenen“ Hut gehabt (Sp. 847). Zwei aus der Haft in Wickensen entflohenen Männer trugen 1785 einen „gewöhnlichen“ schwarzen Hut (Sp. 798). Ein „runder“ schwarzer Hut gehörte zur Kleidung eines 1788 wegen Pferdediebstahls geflüchteten Mannes aus Wormsdorf (Sp. 1435) und eines in Equord 1793 als Dieb beobachteten Bettlers (Sp. 686). „Dreieckigte“ Hüte trugen 1785 ein 38jähriger Dieb aus Harriehausen bei der Flucht aus Dannhausen (Sp. 947), 1793 ein Braunschweiger Tagelöhner, der u. a. auch mit einer weißen „Soldatenweste“ bekleidet war (Sp. 1767 f.), 1799 ein Zellerfelder Bergmann (Sp. 1728) und ein Braunschweiger Altschuster (Sp. 1398), 1815 ein Delligser Kleinköter (Sp. 3131). Der Dreimaster, mundartlich in Ostfalen Draitimpenhaut genannt, war also im späten 18. Jahrhundert noch nicht wie im 19. die charakteristische Kopfbedeckung der Bauern, sondern, soweit das mittlere und westliche Ostfalen in Betracht kommt, anscheinend mehr bei „kleinen Leuten“ zu finden, die diese Hutform wohl vom Militärdienst übernommen hatten. Die früheste Nachricht von der allgemeinen Auf-

nahme des Dreimasters in die Männertracht eines ostfälischen Dorfes enthält die Atzendorfer Chronik des Pastors Carsted von 1761/62, wo es in § 59 heißt¹⁰⁾: „... und da sie vor diesen einen runden Huth zu tragen gewohnt gewesen, so haben sie nun einen aufgestutzten von 3 Krempen, aber ohne Knopf. Die breite Seite sezen sie forne, damit (die) Huthschnalle zu sehen sey; ... In diesen Sonntagshabit reisen sie auch aus, außer daß sie alsden unter den Hut noch eine Pelzmütze sezen und einen Stock in die Hand nehmen.“ Wir finden hier also schon die gleiche merkwürdige Art, eine doppelte Kopfbedeckung zu tragen, die uns bei der Beschreibung des Lucklumer Tagelöhners von 1772 und des aus Calvörde gebürtigen Jeseritzer Diebes 1787 begegnet war. Sie entsprang vielleicht dem Stolz, sich unterwegs vor fremden Leuten als wohlhabend auszugeben, war also, wie man heute sagen würde, ein „Statussymbol“. Es scheint so, als ob der Dreimaster vom Osten her aus dem Magdeburgischen zusammen mit dem blauen Rock in das Braunschweigische vorgedrungen und hier erst am Ende des 18. oder zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf den Dörfern heimisch geworden sei, also zu einer Zeit, als diese Hutform in den Städten und beim Militär schon aus der Mode zu kommen begann. Um so erstaunlicher ist die Zähigkeit, mit der dann ostfälische Bauern noch jahrzehntelang, in Bortfeld sogar rund 100 Jahre hindurch, an dem schon bald nach seiner Übernahme veralteten Draitimpenhaut festgehalten haben.

III. Volkstumsgeographische Zusammenfassung der einzelnen Trachtenmerkmale

Im Abschnitt I habe ich schon darauf hingewiesen, daß das wichtigste Merkmal der ostfälischen Frauentracht, der rote Rock, für den größten Teil Ostfalens zwischen der Mittelalbe und der Oberweser, der Aller und dem Harz nachzuweisen ist. Das gleiche gilt für das Hauptmerkmal der ostfälischen Männertracht, den Leinenkittel. Er ließ sich nachweisen von den Kreisen Holzminden und Münden im Westen über die Kreise Osterode, Gandersheim, Alfeld, Hildesheim-Marienburg, Wolfenbüttel und Braunschweig bis hin zu den Kreisen Gifhorn, Helmstedt und Haldensleben (Kl. Bartensleben östlich des Lappwaldes) im Nordosten. Es fehlen nur (zufällig?) Belege aus der Magdeburger Börde und vom nördlichen Vorlande des Ostharzes. Die weiße Farbe des Leinenkittels ist dabei ausdrücklich bezeugt für ein Gebiet, das von Kl. Bartensleben im Osten mindestens bis Delligsen am Hils im Westen, Lippoldshausen im Kr. Münden und Imbshausen im Kr. Osterode nach Südwesten reicht. Nimmt man noch den weißen Kittel auf einem Trachtenbild der Mindener Gegend aus dem 19. Jahrhundert hinzu, so deckt sich die Verbreitung dieses Trachtenstückes mit der des roten Frauenrocks auch am Nordwestrande des ostfälischen Kulturkreises. Eine Sonderstellung innerhalb des nördlichen Ostfalen nimmt allerdings der Geltungsbereich des schwarzen oder braunen Kittels bzw. Rocks aus Beiderwand oder Leinen ein. Er reicht von Calvörde an der Ohre und vom Drömling im Nordosten über die Orte Büstedt-Altena, Wendschott, Gr. Twülpstedt, Scheppau, Rieseberg, Essenrode, Beienrode und andere Dörfer des Amtes Campen bis Giesmarode vor Braunschweig im Südwesten. Wo sich außerhalb dieses Beiderwandgebietes im 18. Jahrhundert sonst noch vereinzelt schwarze oder graue Mannsröcke bzw. Futterhemden fanden, wie in Badersleben, Hoiersdorf, Semmenstedt, Wendessen, Börßum, Bruchmachtersen und Einbeck, handelt es sich wohl immer um Bestandteile der sonntäglichen Männertracht aus Tuch, die neben der Werktagskleidung aus Leinen und Beiderwand überall in Ostfalen gebräuchlich gewesen sein dürfte, bevor die blaue Farbe für sonntägliche Röcke und Futterhemden vom Osten her im letzten Drittel des

Bäuerin aus Kleinenbremen
bei Minden/Westfalen
Kolorierte Federlithographie
von F. Hiddemann

Original: Braunschw. Landesmuseum



18. Jahrhunderts in das ostfälische Kerngebiet vordrang. Sehen wir von den Meldungen über Träger solcher blauen Röcke unbekannter Herkunft bei Glentorf/Heiligendorf, Wendhausen, Neubrück und Dungenbeck ab, so lassen die Belege für Uthmöden, Hohnsleben, Hoiersdorf, Lucklum, Gliesmarode, Lehdorf, Broitzem, Ohrum, Kl. Mahner, Ostlutter, Mahlum und Helmscherode erkennen, daß damals der blaue Mannsrock noch nicht über die Westgrenze des ostfälischen Kerngebietes im Ambergau hinausgelangt war mit Ausnahme des dem Helmscheröder Knecht gestohlenen Rockes, der mit seinem Träger vielleicht aus einem Orte östlich des Nettetals stammte. Der blaue Mannsrock ist aber jedenfalls in Ostfalen kein altheimisches Kleidungsstück, und seine Verbreitung kann deshalb stammeskundlich ebensowenig aussagekräftig sein wie die des Dreitimpenhutes. Ganz anders die gelbe oder weiße Kniehose aus Leder. In Abschnitt III, 3 habe ich gezeigt, daß ihr Geltungsbereich im 18. Jahrhundert sich etwa mit dem der roten Frauenröcke deckte, also auch im Südosten den Kr. Calbe, im Süden den Oberharz und im Westen den Kreis Holzminden mit einschloß. Da das schon erwähnte Trachtenbild des 19. Jahrhunderts auch der Mindener Gegend ebenfalls die gelbe Lederhose zeugt, ist auch nach Nordwesten hin die Übereinstimmung zwischen den Verbreitungsgebieten der roten Frauenröcke und der Lederhosen in Ostfalen gesichert. Um dasselbe für die blauen oder blaugestreiften Schürzen und die blauen Strümpfe der Frauen und Männer nachweisen zu können, sind die Belege aus dem 18. Jahrhundert leider nicht zahlreich genug, doch deuten weit voneinander

entfernte Fundorte darauf hin, daß auch bei diesen Kleidungsstücken gesamtostfälische Gemeinsamkeiten bestanden.

Faßt man alle Einzelbeobachtungen zusammen, so ergibt sich das Bild einer recht einheitlichen ostfälischen Trachtenlandschaft, die in ihrer Ausdehnung zwischen Mittelelbe, Oberweser, Harz und Südheide weitgehend mit dem Bereich der von der Mundartforschung erarbeiteten ostfälischen Sprachlandschaft und mit der Verbreitung einiger typischer ostfälischer Volksbräuche wie z. B. des Fahnenjagens oder Ringreitens übereinstimmt. Nun bedeutet das zwar nicht ohne weiteres, daß einzelne Merkmale der ostfälischen Tracht in der Erscheinungsform des 18./19. Jahrhunderts ebenso alt sein müssen wie Besonderheiten des mundartlichen ostfälischen Wortschatzes, die sich mit guten Gründen bis in die frühgeschichtliche Zeit zurückverfolgen lassen. Wohl aber scheint bemerkenswert für die Stammeskunde Ostfalens, daß über territorialgeschichtlich bedingte Binnengrenzen im ostfälischen Raum aus dem späten Mittelalter hinweg nicht nur alte Gemeinsamkeiten der Volkssprache und des Volksbrauchtums bis in die Neuzeit erhalten blieben, sondern auch etwaige Neuerungen in der Kleidung des ostfälischen Landvolkes sich grenzüberschreitend überall dorthin verbreiteten, wo bewußt oder unbewußt mit einer gleichartigen Lebenshaltung auch ein gleichartiger Geschmack als einigendes Band noch immer wirksam war. In diesem Sinne darf meines Erachtens die ostfälische Volkstracht des 18. und 19. Jahrhunderts als ein Zeugnis unter vielen für die Überlieferung einer historisch gewachsenen ostfälischen Stammesart gewertet werden.

¹⁾ Carsted, S. B. P.: *Atzendorfer Chronik*, bearbeitet v. E. Stegmann (= *Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaats Anhalt*. Neue Folge, Bd. 6). Magdeburg 1928. — ²⁾ Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel 21 Alt, Nr. 797. — ³⁾ Privatbesitz des Bauern Hase in Kl. Mahner. — ⁴⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolf., Landschaftl. Bibliothek Nr. 1225; hier Bd. 4. — ⁵⁾ a. a. O. wie Anm. 1; hier § 58. — ⁶⁾ Stadtarchiv Braunschweig H V, Bd. 204. — ⁷⁾ Becker, B.: *Inventar eines Bauernhofes in Klein Bartensleben aus dem Jahre 1567* (in: *Heimatblatt für das Land um Aller und Ohre*. Beilage zum *Neuhaldensleber Wochenblatt* 1926, Nr. 4). — ⁸⁾ Stadtarchiv Braunschweig A I 4, J 13. — ⁹⁾ Stadtarchiv Braunschweig H V (Sacksche Sammlung), Bd. 204. — ¹⁰⁾ a. a. O. wie Anm. 1.

De Hasenjagd.

Ohl Anton sine Fru harr mal en Hasen fungen
un kem dormit na Huse sprungen
un wull ne slachten mit em Meste.
Ohl Anton seggt: Dat lesste.
Süss smecket hei nich.
Dat is nich so, wie mit em Swine,
— seggt hei — un stiggt up sine Bine
un holt ne Kaugel un ne Flinte
un nimmt en Hasen denn un binnt ne
mit em Bimtfamt (Bindfaden) wisse ans Stakett
un tellt — — — un biff un baff
schitt richtig hei den Bimtfamt aff.
De Hase maket sin Honnör;
Ohl Anton keikt er hinterdör.

Nach mündl. Überlieferung. Verfasser unbek. Mitgeteilt von R. Allers, Braunschweig, Lützowstr. 2.

Eine Rotalgengesellschaft der oberen Oker im Harz

Von Dieter Wilhelm Weber-Oldecop

Viele botanische Kostbarkeiten birgt das Braunschweiger Land — eine der größten aber ist bis vor kurzem unentdeckt geblieben. Es handelt sich um eine Rotalgengesellschaft in der oberen Oker zwischen dem Stausee und dem Harzrand. Die Assoziation setzt sich zusammen aus den schwarzvioletten Büscheln der über 20 cm lang werdenden, in der starken Strömung flutenden Rotalge *Lemanea fluviatilis* Ag., der auf dieser (epiphytisch) wachsenden *Pseudochantransia hermanni* (Roth) Brand, von karminroter Farbe, sowie der grauschwarzen Rotalge *Batrachospermum moniliiforme* Roth. Dieses Lemaneetum fluviatilis lebt in einem Vegetationsmosaik mit dem Chiloscypho-Scapanietum Philippi 1956, das außer den beiden namengebenden Lebermoosen noch eine Reihe von Laubmoosen enthält. Beide Vergesellschaftungen sind kennzeichnend für das kühle, sauerstoffreiche, kalkarme und noch nicht verschmutzte Wasser der Forellenregion der Oker.

AUS DER *HEIMAT*PFLEGE

Zur Lage der Denkmalpflege unter besonderer Berücksichtigung der Lage in den Dörfern

Von Klaus-Peter Evers

Mit den nachstehenden Ausführungen wendet sich ihr Verfasser an einen Leserkreis, dessen Engagement schon lange dem dargelegten Gegenstand gilt. Da dieser Leserkreis aus zumeist jahrelangem Einsatz für Braunschweigische Heimat und Geschichte für diesen Bereich weit mehr Sachkenntnis besitzt als der kürzlich erst zugezogene Verfasser, stellen die Ausführungen in erster Linie eine subjektive Meinungsäußerung dar, die sich als Diskussionsbeitrag in Sachen Denkmalpflege in Braunschweig versteht. Sie könnte eine Einleitung sein zu Ausführungen, die sich aus konkreten Einzelfällen der denkmalpflegerischen Tätigkeit ergeben könnten, falls künftig hierbei Wissenswertes für alle Interessierten zutage gefördert werden kann. Der Verfasser wünschte es sich.

Wie sich das Verständnis dessen, was ein Denkmal sei, im Laufe der Jahrzehnte gewandelt hat, so hat sich entsprechend auch die Einstellung zu Umgang und Verfahrensweise mit Denkmälern gewandelt.

Gewann in der Zeit des deutschen Idealismus das Bewußtsein eigenständiger nationaler Kultur Umfang und Ausdruck, und wurden die Fesseln französischer

Kultur-Überfremdung abgestreift, so ebnete die sachlich-vernünftige Denkungsart der Aufklärung auch der Erkenntnis den Weg, daß „gotisch“ eben nicht nur barbarisch war, sondern ein Lebensgefühl von sublimer Feinheit und einen Stil von harmonisch proportioniertem Gefüge bedeutete. Diese Denkungsart begründete die wissenschaftliche Kunstbetrachtung, während aus dem patriotischen Affekt die von den Stimmen der Dichter, Forscher und Patrioten des 18./19. Jahrhunderts getragene Huldigung des nationalen deutschen Baustiles, nämlich der Gotik, erwuchs.

In einem gewaltigen Aufgipfeln beider Bestrebungen schuf schließlich ein alle verbindendes patriotisches Kulturbewußtsein Deutschlands größte Bauaufgabe: die Vollendung des Domes zu Köln. Eine Nation hatte ihre Identität gefunden. Von diesem Augenblick an war die Aufgabe der Denkmalpflege klar umrissen: ausgerichtet an einem humanistischen Bildungsideal einerseits und am nationalen Bekenntnis andererseits, sollte sie Bewahrerin von Deutschlands kulturellem Erbe sein: die „Konservatoren“ wurden in ihre Ämter eingesetzt.

Es versteht sich, daß sich in dieses Gefüge aus Humanismus und Patriotismus auch Verständnis und Interpretation der Begriffe „Denkmal“, „Kunst“ und „Kultur“ lückenlos eingliederten, und daher denjenigen Gegenständen, die in den Kreis der genannten Begriffe „aufgenommen“ wurden, eine entsprechende Weihe und Würde zuteil wurde, die da sie mit den an den Schulen vermittelten Bildungsidealen korrespondierten, bis heute im Bewußtsein breiter Bevölkerungskreise mit diesen Begriffen verbunden werden.

Bedurfte infolgedessen früher die „Anerkennung“ eines Bauwerkes als Baudenkmal selbstverständlich keiner Rechtfertigung, da à priori weder an der Autorität des Konservators noch an der „Würde“ des von ihm bezeichneten Objektes gezweifelt wurde, so fällt es heute — aufgrund des gewandelten Verständnisses bei den Fachleuten gegenüber demjenigen der Bevölkerung — um deren „nationales Erbe“ es schließlich immer noch, bzw. auch noch geht — paradoxerweise gelegentlich schwer, die „Erhaltungswürdigkeit“ eines Objektes zu rechtfertigen.

Worin liegt nun dieser Wandel?

Wenn Zweifeln der Ursprung fruchtbaren Denkens ist, so war besonders der Begriff der Kunst seit eh und je mit Fragezeichen behaftet — mithin auch jedes Bauwerk, das der „Baukunst“ zugeordnet wird. Folglich stellte sich bei jedem zu schützenden und zu erhaltenden Objekt stets aufs neue die Qualitätsfrage; und lange blieb die Qualität, damit auch die Erhaltungswürdigkeit, eines Gegenstandes lediglich eine Funktion von Alter, Seltenheit und ästhetischem Wert. Das bedeutete vereinfacht: je älter und seltener ein Objekt war, desto relativ wertloser durfte es sein (etwa ein neolithischer Faustkeil); umgekehrt: je jünger ein Objekt war, desto höher mußte sein baukünstlerischer, d. h. sein ästhetischer Wert veranschlagt sein.

So war die Denkmalpflege jahrzehntelang das Feld für vorwiegend im kunsthistorischen Bereich geführte akademische Qualitäts-Debatten.

Waren Gegenstand der Betrachtung in der Zeit der humanistisch-patriotischen Ausrichtung der Denkmalpflege grundsätzlich nur solche Bauwerke, die — unbeschadet ihres künstlerischen Wertes — ihrer inneren Natur nach ohnehin, gemäß



Abb. 1 Mascherode — Dorfwinkel 7

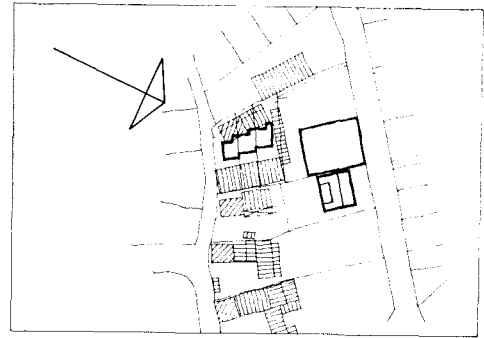


Abb. 2 An dieser Stelle begann im 15. Jahrhundert das Dorf Mascherode — von hier wird im 20. Jahrhundert das Dorf Mascherode „aufgerollt“

damaligem Verständnis, „Wert“ besaßen, also Sakral- und Repräsentationsbauten, so wurde der Begriff des Baudenkmals im Laufe der Zeit um eine Dimension erweitert: nämlich um die des Profanen. Das Resultat war der Sammelbegriff des „Kulturdenkmals“.

War die Frage nach dem am Begriff der Kultur als etwas Höherem, Edlerem, orientierten „Wert“ auf diese Weise, wenn nicht beantwortet, so doch umgangen worden, so gab es für die Aufnahme in den Kreis des Erhaltenswerten nun keine Schranken mehr.

Ausgehend von der überwundenen Identitätskrise des Ruhrgebiets fand nun vor allem der gesamte Bereich der Industrie, der früher eher als kulturell unwert empfunden wurde, Eingang in die Denkmalpflege: so erfreuen sich heute Fördertürme, Schleppdampfer, Gasometer, Wassertürme, Schleifkotten, etc., hoher Wertschätzung. Auch das Dörflich-Bäuerliche, also Fachwerkgehöfte, Scheunen, Ställe, bis hin zu Türen, Torpfosten, Wegsteinen, usw. wurden in die Inventare aufgenommen. In Verbindung mit den parallel entwickelten Interessen von Kunst- und anderen Museen, kann also heute alles gesammelt und womöglich erhalten werden.

Fazit: Die Erweiterung des Wertbegriffes in Fragen der Kultur (am deutlichsten ablesbar im Bereich der bildenden Kunst, wo heute alles möglich ist), hat zugleich zu einer Entwertung des Kulturbegriffes selbst geführt (am prägnantesten ausgedrückt wohl immer noch durch Sedlmayr's Wort vom „Verlust der Mitte“); und wenn der Slogan: „alle Häuser sind schön“ wahr ist (und wer vermag ihn schon zu widerlegen), dann muß die Denkmalpflege notwendigerweise einen höchst unsicheren Kurs steuern.

Die Qualitätsdebatte (Wert als Funktion von Alter, Seltenheit und Ästhetik) wurde in jüngerer Zeit vorläufig abgeschlossen durch den erzielten Konsensus der Fachleute, daß erhaltenswert alle Bauten seien, die als typische Beispiele für eine abgeschlossene Kulturepoche stehen. Dieser Konsensus trägt dem oben dargelegten, zeitbedingten Bedürfnis Rechnung, die Bewertung aus der fatalen und in ihrer Vielfalt allerdings zermürbenden Subjektivität Einzelner loszulösen durch

Transponierung in die sogen. „Wertfreiheit“ reiner Dokumentation. Damit wäre zwar eine historische Schlacht der Kunstgeschichte geschlagen; neben Scharmützeln um die Frage, wann denn eine Kulturepoche abgeschlossen sei (und was denn überhaupt eine Kulturepoche ist), begäbe sich die Kultur damit aber ihrer Fundamente und verlöre damit auch die Denkmalpflege ihre Heimat.

Wäre die Denkmalpflege also lediglich im Bereich der Kunst, der Ästhetik und eines Bildungsideals anzusiedeln, so wäre hiermit der Beweis ihrer Überflüssigkeit, ja Sinnlosigkeit erbracht.

Niemand wird aber bestreiten, daß die Denkmalpflege doch einen Sinn hat (und sei es auch nur, weil sie schließlich auch greifbare Erfolge aufzuweisen hat); und es wird deutlich, daß ihre Fundamente tiefer reichen und ihre Aufgabe umfassender gesehen werden müssen, um ihr eine Daseinsberechtigung zu geben.

Auch in dieser Richtung hat sie sich aufgrund der Diskussion der vergangenen Jahre mit einer wesentlichen Begriffserweiterung geholfen. Nicht zuletzt an mißlungenen Beispielen wurde nämlich in der Vergangenheit deutlich, daß die isolierte Konservierung einzelner wertvoller Bauwerke zu unbefriedigenden Ergebnissen führte, wenn ihre gesamte, sogenannte „gewachsene“ Umgebung im gewaltsamen Veränderungsprozeß der Nachkriegszeit umgeformt oder gar beseitigt wurde.

Die so verbliebenen Denkmale waren zu musealen Exponaten vergangener Epochen geworden, die wegen ihrer Beziehungslosigkeit sowohl in ihrer neuen Umgebung befremdlich wirkten, als auch selbst dadurch an Wert verloren. Folgerichtig wurde also, wo noch möglich, auch ihre nähere Umgebung, soweit sie für das Erscheinungsbild von Wichtigkeit war, als „Ensemble“ unter Denkmalschutz gestellt. Ja, es fanden sogar Ensembles Aufnahme in die Obhut der Denkmalpflege, deren einzelne Teile, für sich gesehen, vielleicht unwichtig wären, und die ihren Wert nur aus ihrem Zusammenwirken beziehen.

Naturgemäß ist es schwierig, ein solches Ensemble überhaupt nur abzugrenzen, geschweige denn zu erhalten. Schon bei der räumlichen Abgrenzung stoßen wir sehr schnell auf die Frage, wie weit die Grenzen des visuellen Zusammenwirkens zu ziehen sind, und welche Einzelheiten innerhalb des Ensembles als unabdingbar für das zu schützende Erscheinungsbild anzusehen sind. Gehen wir den Katalog der unverzichtbaren Einzelheiten durch, so wird rasch deutlich, daß zu einem Ensemble, auf das sich der Denkmalschutz erstrecken soll, nicht nur Bauwerke, und schon gar nicht nur „edle“, zählen müßten, sondern etwa auch Pflasterung, Bäume, Hecken, Zäune und schließlich gar die Leute und das von ihnen ausgehende Leben und Treiben.

Ist der Gedanke des Ensemble-Schutzes in der Denkmalpflege auch von unbestreitbarer Fortschrittlichkeit, so wird, wie schon weiter oben der Begriff des kulturellen Wertes, nun durch die zwar notwendige, jedoch schwer zu konkretisierende Erweiterung des Ensemble-Begriffes in Richtung auf eine ganzheitliche Lebensgestaltungsaufgabe, auch der Begriff der Denkmalpflege selbst infrage gestellt.

Denn wenn alles menschliche Tun die Sicherung der Zukunft zum Ziel hat, so läßt sich dieses Ziel nicht erreichen ohne die gleichzeitige Sicherung des Bestandes. Da aber beide Ziele verknüpft sind durch den Fluß der Entwicklung, ist die



Abb. 3 Dorfwinkel 7 — Herbst 1976



Abb. 4 Dorfwinkel 7 — das „Rollkommando“ wird tätig

Foto: Städt. Bilddienst Braunschweig

auf Festhalten bedachte Denkmalpflege einer ständigen Zerreißprobe ausgesetzt. Zwischen den bekannten und feststehenden Wertbegriffen der Vergangenheit und den noch unbekannten, fließenden, in statu nascendi befindlichen Wertbegriffen der Zukunft hat sie sich ihre eigenen Richtlinien zu schaffen und ihren eigenen Aktionskreis abzustecken. Daß hierbei äußerst heikle Widersprüche zu herrschenden Tendenzen der allgemeinen Entwicklung bis hin zu diametraler Gegenläufigkeit auftreten können, ergibt sich aus dieser Sachlage.

Wenn wir oben festgestellt haben, daß sich der Begriff des Ensembles bis auf die Bewohner erstrecken müßte, so erhellt, daß es nicht allein z. B. mit der Inventarisierung von Häusern eines ganzen Straßenzuges getan ist, sondern daß ein gesamtes Stadtquartier, einschließlich seiner sozialen Struktur, ja letztlich die ganze Stadt des behutsamen Schutzes bedarf.

Aus dieser ganzheitlichen Natur der Aufgabe folgt, daß notwendigerweise ein enges Zusammenwirken mit den die Daseinsgestaltung planenden Institutionen erfolgen muß; in Städten also in erster Linie mit der Stadtplanung. Somit müßten stets Sanierung, Entwicklung und Denkmalpflege untrennbare Verfahrenspartner sein.

Befreit von der Bindung an das nur Ästhetische oder Dokumentarische, tritt die Denkmalpflege damit in eine ganz neue Sphäre: sie hat dem Schutz des Lebensraumes des Menschen, dem Schutz seiner äußeren und inneren Heimat zu dienen.

Auf diese Schutzfunktion sei hier näher eingegangen: Mit seinen Verrichtungen schafft sich der Mensch seinen räumlichen Rahmen und die atmosphärische Gegebenheit seiner spezifischen Situation — so Haus und Hof, Dorf, Stadt, Geräte, Äcker, Wege, etc. — also seine „ökologische Nische“; denn wie jedes Lebewesen kommt er nicht ohne seinen artgemäßen Biotop aus. Damit erweitert der Mensch die Identität seiner Persönlichkeit um die Identität dessen, was wir gewohnt sind, „Heimat“ zu nennen. Zwar versetzt ihn seine außerordentlich große Anpassungsfähigkeit, verbunden mit der Fähigkeit, den eigenen Lebensraum unter Anwendung der spezifisch menschlichen Intelligenz seinen Bedürfnissen zu unterwerfen in die Lage, Veränderungen der Lebensvoraussetzungen leichter zu verkraften als manche Tierarten, die durch solche Veränderungen zugrunde gehen. Jedoch kennen wir nicht die Grenzen der menschlichen Anpassungsfähigkeit. Zwar ist es nicht beweisbar, daß die ungeheuren Umwälzungen der letzten 100 Jahre etwa den Bestand der Erdbevölkerung gefährdeten, auch ist natürlich unkenhaftes Prophetentum nicht am Platze; umgekehrt stellt aber täglich eine unübersehbare Zahl von individuellen und kollektiven Persönlichkeitszusammenbrüchen innerhalb unserer Gesellschaft ein ernst zu nehmendes Alarm-Signal dar (so ist etwa das „Aussteigen“ oder „Ausflippen“ ganzer Gruppen sicherlich auch eine Folge der schizoiden Gesamt-Disposition der heutigen Gesellschaft).

Noch konkreter nachweisbar ist der Zusammenhang zwischen baulich-sozialer, also der Umwelt-Veränderung und der Persönlichkeitsentfremdung durch Verlust an Identität z. B. am Phänomen des Vandalismus und der Aggressivität als Resultat der Verpflanzung von Bewohnern aus angestammten Wohngebieten in neue Satellitenstädte (wie z. B. von Berlin-Kreuzberg ins Märkische Viertel).

Unschwer läßt sich erkennen, daß Identitätsverlust, Entfremdung, Heimatzerstörung zu einer Art nationaler Neurose führen müssen. Störungen und Zerstö-



Abb. 5 Dorfwinkel 7 — Winter 1976/77

Foto: Städt. Bilddienst Braunschweig



Dorfwinkel 7 — Sommer 1977 — nichts gegen die Bauart dieser Häuser, aber muß sie nicht zwangsläufig die moralische Widerstandskraft ihrer betagten Nachbarn ins Wanken bringen?

Foto: Städt. Bilddienst Braunschweig

rungen der genannten Art geschehen täglich und mannigfaltig. Verarbeitet werden sie vom größten Teil der Bevölkerung nur unbewußt durch Verdrängung, die zwar hier und da sich in Unmutsbekundungen Luft schafft, meistens aber sich an oberflächlichen Anlässen entzündet und wiederum nur in Oberflächlichkeit abgelenkt wird.

Wenn also gegenwärtig die Schäden aus der Heimatzerstörung noch nicht zu katastrophalen Bewußtseinseinbrüchen geführt haben (oder doch?), so ist dies nur den phänomenalen Ablenkungsstrategien von Werbung und Medien zu verdanken. (Als Ersatz z. B. für den „Verlust der Mitte“ billiger Freizeit-Hokuspokus, etc.)

In diesem Spannungsfeld steht die Denkmalpflege oft genug vor heiklen Entscheidungen. Wie, beispielsweise, soll sie sich mit gutem Gewissen zu heimatgeschichtlichen Museumsdorf-Projekten stellen, also zu Kunst-Dörfern, die letztlich doch nur dem schlechten Gewissen, wenn nicht gar der Nostalgie ihre Entstehung verdanken? Wie ist, in diesem Lichte besehen, etwa auch ein Riddagshausen zu bewerten? Hat andererseits die Denkmalpflege ein Recht, den Menschen ihre arterhaltenden Selbstbetrügereien zu verweigern, um eines wissenschaftlichen Selbstverständnisses willen?

Liegt im musealen Bereich immerhin noch die Möglichkeit zu initiativem Handeln, so sieht sich die Denkmalpflege im dörflichen Bereich ihrer ganzen Ohnmacht preisgegeben. Hat der Besitzer eines Fachwerkgehöftes erst einmal aufgrund jahrelanger Modernitäts-Gaukeleien den Entschluß gefaßt, seine Gefache zu vergrößern, um Panorama-Fenster einbauen zu können, so wird es dem Denkmalpfleger nicht gelingen, ihn davon zu überzeugen, daß man in früheren Jahrhunderten trotz Butzen-Scheiben möglicherweise klarer sah, als heute durch Panorama-Scheiben. Wie gar soll der Landbevölkerung der seit jeher bestehende Minderwertigkeitskomplex gegenüber der Stadt genommen werden, der Dorfbewohner veranlaßt, Bungalows zu bauen, wenn doch die Stadt selbst einem Minderwertigkeitskomplex der nächst größeren Stadt gegenüber unterliegt, der sie veranlaßt, unter Verleugnung ihrer Identität dort Avenuen zu bauen, wo die Bewohner sich vorher in Gassen heimisch fühlten?

Trotz der eingestandenen Ohnmacht müssen die Dörfer ein wesentlicher Einsatzort der Denkmalpflege bleiben. Dort liegt, in einer durch Jahrhunderte bewährten Tradition begründet, und von den Umwälzungen z. T. noch wenig betroffen, ein wichtiger Teil dessen, was immer noch Kultur genannt wird. Wird aber das Interesse von den Dörfern vollends abgezogen in die Stadt und hier oft auf spektakuläre und publikumswirksame Einzelobjekt (vergleiche die müßige Spezialistendebatte um die Gewandhaus-Fassade), geht still und kaum bemerkt dort unsere Kultur zugrunde.

Denn befinden sich die kulturellen Werte besonders innerhalb der Großstädte stets in statu nascendi, und ist damit ein suchender und interpretierender Umgang mit ihnen hier legitim, sogar anders nicht denkbar, so befinden sich in den Dörfern die Werte noch auf ihren angestammten Plätzen. Daß diese allerdings dort und deswegen oft genug mit den Gegebenheiten heutiger Verhältnisse kollidieren, darf die Denkmalpflege nicht irre machen, hier eindeutig Partei zu ergreifen.

Betrachten wir die dörfliche Situation im einzelnen. Jahrelang schon wird das Klagelied über den Verlust an Umweltqualität durch das Automobil gesungen. So

oft schon, daß Abstumpfungerscheinungen sich bemerkbar machen. Der Verfasser dieser Zeilen scheut sich dennoch nicht, zum hundertsten Male darauf hinzuweisen, daß Straßen-Verbreiterungen und -Begradigungen, unvermeidlich stets verbunden mit Gebäudeabbrüchen, der Feind Nr. 1 jener Geborgenheit sind, welche die Intimität alter Dörfer vermittelt. Wann endlich werden Gemeinde-Parlamente begreifen, daß sie mit solchen Projekten einer falschen Propaganda aufsitzen?

Es ist hart zu sagen, muß aber in bewußter Herausforderung dennoch offen ausgesprochen werden: Feind Nr. 2 sind die Architekten. Selbst Opfer falscher Fortschritts-Tümelei (von dem durchaus legitimen Erwerbsstreben eines jeden Berufsstandes sei hier nicht die Rede), scheinen viele jeden Stilgefühls und Feinempfindens verlustig gegangen und suggerieren oft genug dem abbruchwilligen Eigentümer, sein Fachwerkhaus sei baufällig, eine Renovierung zu teuer.

Beides muß angezweifelt werden; denn bedenkt man, daß neue Einfamilienhäuser kaum unter einer $\frac{1}{4}$ Mill. zu haben sind, wird man einsehen, daß für diesen Preis sich auch ein Fachwerkhaus renovieren und umbauen läßt (und dabei wird es stets individueller, meist viel größer, und bietet dazu mehr Wohnqualität als in der Regel Neubauten). Nicht zu vergessen, daß die Bauaufsichtsbehörde die Erhaltung alter Gebäude durchaus durch die Gewährung von Befreiungen von baurechtlichen Bestimmungen zu honorieren bereit ist, wo sich dies rechtfertigen läßt.

Was die angebliche Baufälligkeit anbetrifft, so läßt sie sich meist schon heilen durch gutes Durchlüften der Hölzer und durch Auswechseln der meist nur wenigen wirklich morschen Balken und Ständer. Man muß sich klarmachen, daß die Fachwerkkonstruktion auch nach heutigen Maßstäben ein hochentwickeltes Fertigbausystem ist, das aufgrund der einzigartigen physikalischen Eigenschaften des Holzes den Gebäuden einen Zusammenhalt verleiht, der sie in Wirklichkeit fast niemals von selbst zusammenfallen läßt.

Richtig allerdings ist, daß die Erhaltung von Fachwerkhäusern Mühe macht und von den Architekten mehr Können verlangt, als für Neubauten erforderlich ist, und von den Eigentümern mehr guten Willen, vor allem aber Liebe für das, was ihnen als Heimat schließlich einen sicheren Daseinsgrund verschafft hat.

Dies führt zu der traurigen Feststellung des Feindes Nr. 3 der heimatlichen Bausubstanz, nämlich ihrer eigenen Bewohner. Sie sind Opfer (auch, wenn Sie selbst sich dabei glücklich fühlen mögen), des Interessenkampfes, den Dritte um die Werte ihrer Dörfer austragen.

Die Bewohner nehmen dabei in aller Unschuld mit, was ihnen, wie der übrigen Bevölkerung, für nützlich gilt und erkennen nicht, daß der Preis dafür die Gesichtlosigkeit ist.

Gerade also in den Dörfern hat die Denkmalpflege deshalb ihre ganzheitliche Aufgabe zu erfüllen, nämlich einen umfassenden Identitätsschutz zu gewährleisten, durch den die Menschen vor dem Verlust der Heimat bewahrt werden. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es in Braunschweig in 22 Dörfern rd. 300 zu erhaltende Fachwerkhäuser gibt, die Stadt in diesem Jahr aber nur 250 000,— DM an Renovierungszuschüssen zu vergeben hat, zu schweigen von schwächster Personalbesetzung, dann wird klar, daß hier noch Berge versetzt werden müssen. Aber ist es womöglich schon zu spät?

Heinz Mollenhauer zum Gedenken

Am 5. September 1977 verstarb in Braunschweig das Ehrenmitglied des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, Rechtsanwalt und Notar i.R. Heinz Mollenhauer, kurz nach Vollendung seines 84. Lebensjahres. „Er sah“, wie es in der Todesanzeige der Angehörigen hieß, „seinem Tode mit großer Gelassenheit entgegen in der festen Überzeugung des natürlichen Wandels aller materiellen und geistigen Dinge“. Für Heinz Mollenhauer war dieses undogmatische Weltbild bis zuletzt die Kraftquelle seines Wirkens im Dienste der Heimatkunde und Heimatpflege, seitdem er 1951 in den Vorstand unseres Landesvereins gewählt worden war. Obwohl er sich gemäß seiner humanistischen Bildung und den



Heinz Mollenhauer

Foto: privat

Traditionen seiner Familie den bleibenden Werten einer großen Vergangenheit zutiefst verpflichtet fühlte und mit warmem Herzen die landschaftlichen und kulturellen Überlieferungen seiner braunschweigischen Heimat liebte, gehörte er doch nicht zu jenen Heimatschützern alten Schlages, die nur das überkommene Alte um jeden Preis bewahren wollten und jeder Neuerung mit Mißtrauen begegneten. Er war vielmehr in seinem unstillbaren Wissensdrang stets darauf bedacht, Neues kennenzulernen und Wandlungen im Bilde der Landschaft und der Siedlungen wie auch in den Lebensäußerungen seiner Landsleute anzuerkennen, wann und wo immer sie ihm notwendig, sinnvoll und zukunftsweisend erschienen. Er war von Natur ein „homo novarum rerum cupidus“ im Sinne der alten Römer. Diese Begierde, Altes und Neues gleichermaßen in sich aufzunehmen und kritisch auf den bleibenden Wert hin zu prüfen, war die Triebfeder seiner unbändigen Wanderlust, die ihn in die verstecktesten Winkel unseres Landes führte. Dabei genügten ihm nicht wie heutzutage allzu vielen Autoreisenden die flüchtigen Eindrücke von Hauptsehenswürdigkeiten, die sozusagen einen „Stern“ im Bäderker

verdienen. Er nahm vielmehr, gemächlich auf Schusters Rappen dahinschreitend, jede Mühe auf sich, um in Dorf und Stadt, in Wiesen, Feldern, Wäldern und Mooren, an Bächen, Flüssen und Seen naturkundliche, technische, geschichtliche oder künstlerische Merkwürdigkeiten aller Arten aufzuspüren. Allen, die ihn kannten, wird dieser „Wanderbaas“, wie ihn sein Freund Ernst Bergfeld treffend nannte, in seinem originellen Erscheinungsbild unvergeßlich bleiben mit der Baskenmütze über dem kräftig geröteten, hakennasigen Gesicht, mit dem Knotenstock in der Hand und mit dem umgehängten Brotbeutel über dem Lodenmantel.

Was Heinz Mollenhauer von seinen ungezählten Streifzügen an Eindrücken mit nach Hause brachte, behielt er nicht für sich, sondern teilte es in beredten Worten bei Führungen und Vorträgen oder in seinen vielen Veröffentlichungen mit, sei es in Buchform, sei es in unserer Zeitschrift ‚Braunschweigische Heimat‘, in den Blättern des Freundeskreises des Großen Waisenhauses B.M.V., in der Harzklubzeitschrift ‚Unser Harz‘, im ‚Braunschweiger Kalender‘, im ‚Heimatboten des Landkreises Braunschweig‘, im ‚Heimatkalendar für den Landkreis Wolfenbüttel‘, im ‚Kreiskalendar Gifhorn-Isenhagen‘ oder in Tageszeitungen. Seine Beiträge zur ‚Braunschweigischen Heimat‘ aus den Jahren 1958—1967 wurden 1973 anlässlich seines 80. Geburtstages in einer rückschauenden Würdigung seines Wirkens auf S. 105 f. des Jahrganges 59 dieser Zeitschrift verzeichnet. Ergänzend dazu sei hier noch einmal auf ältere Aufsätze und Berichte Mollenhauers in der ‚Braunschweigischen Heimat‘ hingewiesen. Es waren 1950 „Die Naturwarte Braunschweig-Riddagshausen“ (S. 162 ff.), 1951 „Vorlat bei Mutter und Sohn“, ein Beitrag zum ostfälischen Volksglauben (S. 52 ff.), 1953 „Der Braunschweiger Kunstmaler Ernst Elster“ (S. 87 f.) und „Die Taxordnung für das Land Braunschweig von 1645 und ihre Bedeutung für die Gegenwart“ (S. 109 ff.), 1954 „Der Jubilar Kurt Meyer-Rotermund“ (S. 21 f.), „Zum Geschäftsjubiläum des Heimatverlages E. Appelhaus & Co.“ (S. 90 ff.), „Gedanken zur Garten- und Friedhofsgestaltung im Sinne des Heimatschutzes“ (S. 103 f.) und „Der Braunschweiger Kragenbär — ein lehrreiches Beispiel“ für die Aufstellung moderner Plastiken in Grünanlagen (S. 124 ff.), 1955 „Zwei Festspiele“ heimatgeschichtlichen Inhalts in Walkenried und Gilzum (S. 61 ff.), „Windschutzhecken zwischen Oker und Erse, ein Musterbeispiel praktischer Landschaftspflege“ (S. 63 f.), „Verfehlt Neubildung von Sagen“ (S. 93 ff.), „Jubiläum der Stadt Vienenburg“ (S. 95 f.), „Wiederherstellung der Schill-Gedächtnisstätte in Braunschweig“ (S. 96) und „Ernst Meinecke zum Gedächtnis“ (S. 128), 1956 „Die Aufstellung von Orientierungstafeln“ (S. 54 ff.), „Heimatsfremde und sinnwidrige Namen im Harze“ (S. 94), „Kulturtechnische Botanik und Heimatpflege“ (S. 127) und „Die Anlage von Naturlehrpfaden“ (S. 150 ff.), 1957 „Der 70jährige Dr. Ludwig Lüders, Fallersleben“ (S. 49 f.), „Heimatkundliche Ortsbesichtigungen“ (S. 62 ff.) und „Heimatkundliche Beobachtungen in Salzgitter-Lebenstedt“ (S. 90 ff.). In Heft 2 der Sonderschriftenreihe unseres Landesvereins, das 1956 unter dem Titel „Heimatarbeit im Zonenrandgebiet Braunschweig“ erschien, schrieb Mollenhauer ferner über „Wandern und Reisen im nördlichen Harzvorland“ (S. 79 ff.) und in Heft 3 der Sonderschriftenreihe („Beiträge zur braunschweigischen Heimatpflege und Heimatforschung“) 1958 über „Die Wandergebiete des Verwaltungsbezirks Braunschweig und ihre Kennzeichen“ (S. 91 ff.).

Wie Mollenhauers Beiträge zu den Veröffentlichungen unseres Landesvereins aus den Jahren 1950—67, so zeigen auch seine an anderen Stellen erschienenen Aufsätze und Bücher, die z. T. von E. Bergfeld in den Heften 23 und 38 der Blätter



Heinz Mollenhauer im Kreise von Braunschweiger Heimatfreunden (1960)

V. l. n. r.: Frau Steinhäuser, B. Hartweg, Frau Schultz, Frau Kalberlah, E. Bergfeld (fast verdeckt), G. Schridde, Dr. H.-A. Schultz, Dr. M. Steinhäuser, H. Mollenhauer, Dr. W. Flechsig, H. Wiese

des Freundeskreises des Großen Waisenhauses aufgeführt wurden, die erstaunlich weite Fächerung der Interessen unseres verstorbenen Ehrenmitgliedes. Bei aller Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Stoffe treten jedoch 3 Schwerpunkte darunter hervor, nämlich die landeskundliche Bestandsaufnahme, die kritische Erörterung neuer Einrichtungen und Ereignisse unter dem Blickwinkel der Heimatpflege sowie die Würdigung der Verdienste namhafter Persönlichkeiten und Institutionen des heimischen Kulturlebens. Gerade solche Aufgaben eines Chronisten der Gegenwart reizten ihn im zunehmenden Alter von Jahr zu Jahr mehr, wie seine zahlreichen Kurzbiographien unter der Rubrik „Von Braunschweiger Künstlern und Gelehrten“ in den Blättern des Freundeskreises des Großen Waisenhauses bezeugen. Für sie trug er mit Bienenfleiß und findigem Spürsinn Material zusammen, das in unserer schnelllebigen Zeit sonst gar zu leicht der Vergessenheit anheimgefallen wäre. Diese Seite seiner Tätigkeit wird dem Schriftsteller Mollenhauer über den Tod hinaus nachhaltige Wirkung auf spätere Forscher sichern, da, wie es E. Bergfeld einmal ausdrückte, die in jenen Kurzbiographien enthaltenen Daten über Leben und Schaffen der besprochenen Persönlichkeiten in dieser Art an keiner anderen Stelle festgehalten worden sind.

Im Gedächtnis der Heimatschützer wird aber Heinz Mollenhauer nicht nur als Schriftsteller fortleben, sondern auch als ein Mann der Tat, der jahrzehntelang das Leben in unserem Landesverein für Heimatschutz durch Führungen auf Studienfahrten und Lehrwanderungen, durch Referate in den Monatsversammlungen und durch ideenreiche Mitarbeit im Vorstande vielfältig befruchtet hat. Möge Mollenhauers selbstlose Hingabe für die Sache des Heimatschutzes bei der jüngeren Generation der Heimatfreunde unvergessen bleiben und als Beispiel zur Nachahmung im gleichen Sinne anregen!

Werner Flechsig

Neues heimatliches Schrifttum

Georg Richtsteig: Geschichte des deutschen Eisen- und Stahlhandels. Bochum: Verlagsgesellschaft des Bundesverband Deutscher Stahlhandel (1975). 178 S., 37 Bilder. Leinen.

Dieser instruktive Band zeichnet in 22 inhaltsreichen Einzelkapiteln die Geschichte des deutschen Eisenhandels vom Beginn bis zur Gegenwart nach und gibt zugleich Zukunftsperspektiven. Der Hauptanteil des Buches wird eingenommen von den Kapiteln, die die Geschichte einzelner deutscher Einzelhandelsfirmen darstellen. Unter ihnen nimmt die alte Braunschweiger Firma von Wullbrandt & Seele einen hervorragenden Platz ein. So wird denn auch ihre Entwicklung von der Gründung im Jahre 1550 an anschaulich geschildert, wobei Streiflichter auf den Absatz des Harzer Eisens fallen. Deswegen sei dieses Buch hier angezeigt. Es vermittelt auch dem Laien ein Bild vom Wandel der Eisenhandlungen, die sich immer wieder geschickt veränderten wirtschaftlichen Bedingungen angepaßt haben.

Wi

Die Universität Helmstedt 1576—1810. Bilder aus ihrer Geschichte. Ausgewählt und erläutert von Hans Haase. Fotografiert von Günter Schöne. Bremen/Wolfenbüttel: Jacobi 1976. 119 S., 131 teils farbige Abb. Ganzleinen.

Dieser instruktive Bildband erschien auf Anregung und mit Förderung durch den Landkreis Helmstedt anläßlich der 400jährigen Wiederkehr der Gründung der ehemaligen braunschweigischen Landesuniversität. In erster Linie sollen damit interessierte Laien in die immerhin 234 Jahre währende Existenz der Hochschule eingeführt werden. In acht übersichtlichen, reich bebilderten Kapiteln werden wesentliche Gesichtspunkte der Geschichte dargeboten. So tritt nicht nur die Entwicklung der Hochschule in ihrer Gesamtheit anschaulich vor Augen sondern auch die ihrer vier Fakultäten. Weitere Abschnitte sind dem Studentenleben gewidmet sowie der ehemaligen Universitätsbibliothek, die sich teilweise noch in Helmstedt befindet, über-

wiegend jedoch in der Herzog August-Bibliothek Wolfenbüttel aufbewahrt wird. Ein besonderes Kapitel beschäftigt sich mit „denkwürdigen Gebäuden“ des akademischen Bereichs. Außer den öffentlichen Bauten werden in diesem Zusammenhang einige Professorenhäuser als Mittelpunkte des geistigen Lebens gewürdigt. Bemerkenswert für den gesamten Band erscheint, daß Text und Bildmaterial sehr gut aufeinander abgestimmt sind. Freilich wünschte sich der ortsunkundige Nichtfachmann die zugehörigen Beschriftungen, die in einem Verzeichnis am Ende des Buches zusammengefaßt sind, unter den Abbildungen selbst, die sich übrigens auch technisch durch eine gute Qualität auszeichnen.

MW

850 Jahre Kloster Walkenried. Hrsg. von Nicolaus Heutger. Hildesheim: August Lax 1977. XI, 166 S., Abb. i. Text und auf 72 Taf. Brosch.

Das Jubiläum der Gründung dieses bedeutenden Zisterzienserklosters vor 850 Jahren, bot den Anlaß für diese Festschrift. Ihr Schwerpunkt liegt nach Inhalt und Umfang in N. Heutgers Darstellung der Klostergeschichte. In 43 kurzen Kapiteln wird die Linie von der Entstehung über die Blütezeit, die Einführung der Reformation bis zur Säkularisation nachgezeichnet. Die Schlußkapitel von Heutgers Ausführungen sind der nachklösterlichen Zeit Walkenrieds bis hin zur Gegenwart gewidmet. Weitere Beiträge der Festschrift beschäftigen sich mit so interessanten Themen wie dem „Walkenrieder Bekenntnis“ (Kirchenrat A. Querfurth), der wirtschaftlichen Entwicklung Walkenrieds (Pastor W. Bauermann), „Zisterziensischem Geist und zisterziensischer Frömmigkeit“ (Landesbischof J. Lilje). W. Reinboth sen. berichtet über die Grabdenkmäler des Klosters. Den Abschluß des Bandes bildet eine Übersicht über die sonstigen niedersächsischen Klöster der Zisterzienser und der Zisterzienserinnen. Der Abt des einzigen noch bestehenden Tochterklosters von Walkenried in Mogila/Polen hat ein Grußwort beigesteuert. Karten und Pläne sowie ein umfangreicher Bildteil, der auch ältere Darstellungen des Klosters enthält, bereichern den Band. Wi

Johann Jürgen Siegmund: Zisterziensenserstift Walkenried. Walkenried: Verein für Heimatgeschichte 1977. 48 S., 23 Abb. Brosch.

Walther Reinboth sen.: Zeit-
tafel Walkenried. Walkenried:
Verein für Heimatgeschichte 1977. 16 S., 5
Abb. Brosch.

Karl Helbing: Geschichte der
Walkenrieder Klosterhöfe in
Nordhausen, Göttingen, Goslar, Osterwiek,
Münchehof. (Herzberg: E. Jungfer 1977).
16 S., 2 Abb. Brosch.

Die 850-Jahrfeier des Klosters Walken-
ried hat die ortsansässigen Heimatforscher
zur Verstärkung ihrer Aktivitäten angeregt.
Ihnen verdanken wir die hier angeführten
kleinen Schriften, die jede auf ihre Art in
knapper Form Einblicke in die Vergangen-
heit des traditionsreichen Ortes bietet bis
hin auf unsere Tage. Wi

Wilhelm Bornstedt und Rolf
Schuppe: Aus der Geschichte von Lei-
ferde an der Oker. 1176—1976. Braun-
schweig: Maul 1976. 83 S., 7 Karten und
Pläne, 3 Abb. Brosch.

Wilhelm Bornstedt: Aus der
Geschichte von Rautheim an der Wabe.
Rautheim: Ortsrat 1977. 108 S., 12 Karten
und Pläne, 10 Abb. Brosch.

Das lebhafteste Interesse an ortsgeschicht-
lichen Arbeiten, das durch die Forschungen
von W. Bornstedt wesentliche Förderung
erfährt, hat seinen Niederschlag in zwei
weiteren Publikationen über jetzige Orts-
teile der Stadt Braunschweig gefunden. Wie
schon früheren derartigen Monographien
liegt auch diesen ein gewisses inhaltliches
Grundschema zugrunde: Dargestellt werden
die Entstehung mit Deutungsversuch des
Namens, kriegerische Auseinandersetzun-
gen, die wirtschaftlichen und sozialen Ver-
hältnisse im 18. Jahrhundert nach den Dorf-
und Feldbeschreibungen der General-Lan-
desvermessung sowie im 19. Jahrhundert
nach den Unterlagen der Separation. Sagen
und Anekdoten werden wiedergegeben.
Ein kurzer Abriss der Geschichte bis zur
Jetztzeit schließt sich an. Freilich wünscht
man sich in beiden Publikationen ein stär-
keres Eingehen auf den Wandel der dörf-

lichen Struktur in der jüngsten Vergangen-
heit, wie er noch nach Augenzeugenberich-
ten verzeichnet werden könnte. Anzufüh-
ren wären hier die Zersiedlung der Orte,
der Rückgang der landwirtschaftlichen Be-
triebe sowie Angaben über die Pendler.
Aber auch Eingehen auf das Vereinswesen
wäre erwünscht. Aus all' dem ließen sich
sozialgeschichtlich und soziologisch wichtige
Rückschlüsse ziehen.

Beide Arbeiten zeigen, daß die großen
Ereignisse und Entwicklungen in den ein-
zelnen Orten unterschiedliche Auswirkun-
gen gehabt haben. Auch Besonderheiten
der Orte sind herausgearbeitet. So ist in der
Darstellung von Leiferde ein Abschnitt dem
dortigen Kantor und Lehrer Ludwig Lüders
gewidmet, dem Erfinder der ersten Drill-
maschine. Bilder, vor allem aber die Karten
und Pläne ergänzen den Textteil der Bände,
deren Publikation durch die Arbeit der zu-
ständigen Ortsheimatpfleger Rolf Schuppe
in Leiferde und Heinrich Schliephake in
Rautheim wesentlich gefördert wurde. MW

Hans Lindemann: Olper — Die
Geschichte eines Braunschwei-
ger Pfahldorfes. Braunschweig:
Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
1977. 240 S., 1 Farbtaf. 92 einfarbige Bilder.
Halbleinenband.

Mit der Geschichte des Pfahldorfes Ol-
per vor Braunschweig legt Dr. Hans Linde-
mann eine der gekonntesten Ortschroniken
aus dem Braunschweigischen vor. Das gilt
sowohl für die methodische Anlage des
Werkes wie für die Vielzahl der zur Gel-
tung gebrachten Gesichtspunkte, auf deren
Aufzählung in diesem Rahmen verzichtet
werden muß. In elf Hauptabschnitten wird
der Bogen von der frühesten Besiedlung
des Olper Raumes bis in die Zukunft ge-
spannt. Vorangestellt ist ein Abriss der
Geologie von Günther Kühle. Das zum Teil
aus entlegenem Privatbesitz zusammenge-
tragene schriftliche Quellenmaterial ist un-
ter Verwendung zahlreicher Zitate kritisch
verarbeitet worden. Darüber hinaus hat
der Verfasser dankenswerterweise zahl-
reiche bisher nicht schriftlich fixierte Tat-
bestände aus teilnehmender eigener Erin-
nerung und Beobachtung sowie aus Befra-
gungen von Gewährsleuten eingebracht. So
ist denn auch nicht nur die Vergangenheit

dargestellt, sondern ein kritisches Bild der gegenwärtigen Situation und der Zukunftsperspektiven dieses Dorfes „im Sog der Großstadt Braunschweig“ gezeichnet.

Mannigfache Beziehungen wirtschaftlicher, sozialer und politischer Natur haben im Wandel der Zeit Olper mit der Stadt Braunschweig verbunden. Nicht ohne Schmunzeln lesen wir, daß im Rahmen ihrer Hand- und Spanndienste die Olperschen Bauern den Braunschweiger Altstadtmarkt „vom Kot zu säubern“ hatten. Auch im bäuerlichen Bereich, dem ein Hauptabschnitt des Bandes verständlicherweise gewidmet ist, waren die Verbindungen zwischen Dorf und Stadt vielfältig. „Am Rande des Zeitgeschehens“ (Kapitel 8) nahm Olper — freilich mehr als passiv — infolge

seiner Lage mehr als einmal stärkeren Anteil als so manches andere Dorf. Erwähnt seien hier nur Lindemanns Ausführungen über die Auswirkungen des Siebenjährigen Krieges (Gefecht bei Olper 1761) und die der napoleonischen Zeit. Besonders hervorzuheben ist, daß Lindemann diese Zeiten aus der Perspektive der Dorfbewohner betrachtet, wozu er zeitgenössische Aufzeichnungen aus Olper zitiert, die durch ihre lebhafteste Schilderung fesseln. Überhaupt zeichnet sich das Buch durch eine anschauliche Darstellung aus, die es geradezu zur spannenden Lektüre macht. Über den reichhaltigen Inhalt hinaus dürften das und die ansprechende Ausstattung mit der umfangreichen Bebilderung den Band als Geschenk für jeden empfehlen, der interessiert ist am Leben in der Vergangenheit.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1—3 des 63. Jahrgangs 1977

Die geschichtliche Entwicklung der Universität Helmstedt (Schluß).	
Von Rolf Volkmann	1
Das Salzwerk zu Barnstorf (Schluß).	
Von Hans Wiswe	4
Berufsbildungsprobleme des Müllergewerbes i. d. Mitte des vergangenen Jahrhunderts.	
Von Joachim Dette	11
Hauptmerkmale der ostfälischen Volkstracht und deren Verbreitung im 18. Jahrhundert (I).	
Von Werner Flehsig	11
Die letzten Reiher der Heimat.	
Von H. M. Humburg	18
Neue prähistorische Scherbenfunde in Roklum.	
Von Bernd-Uwe Meyer	19
Sind unsere Kriechtiere und Lurche noch zu retten?	
II. Bestimmungsschlüssel.	
Von Hagen Schmidt	20

Zum Tode von Otto Bothe. Von Wolfram Forche	29
„Wollen Sie einem armen Schüler etwas geben?“ Aus der Geschichte der Kurrenden-Singgemeinschaften im Oberharz. Von Herbert Lommatzsch	33
Die Heberbörde. Eine Studienfahrt des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz am 8. Juni 1952. Von Wolfgang Kaußel	37
Burghagen bei Wolfshagen im Harz. Von August Wilgeroth	41
Torfgewinnung, Entwässerungsarbeiten und Naturschutzbestrebungen im Gebiet des Rieseberger Moores. Von Heinz Röhr	43
Beiträge zur Flora der Stadt Braunschweig. V. Floristische Bilanz vom Nußberg. Von Dietmar Brandes	49
Hauptmerkmale der ostfälischen Volkstracht und deren Verbreitung im 18. Jahrhundert. (II). Von Werner Flehsig	55
Doretchen aut Wulfenbüddel mit der Snurrek*ipe. Von Friedrich Fricke	62
Letzte Uferschwalbenkolonien sind zu schützen. Von Rolf Jürgens	62
Siegel und Wappen der Stadt Schöningen. Von Werner Freist	65
Hauptmerkmale der ostfälischen Volkstracht und deren Verbreitung im 18. Jahrhundert. (III). Von Werner Flehsig	72
De Hasenjagd. Mitgeteilt von R. Allers	80
Eine Rotalgengesellschaft der oberen Oker im Harz. Von Dieter W. Weber-Oldecop	81
Zur Lage der Denkmalpflege unter besonderer Berücksichtigung der Lage in den Dörfern. Von Klaus-Peter Evers	81
Heinz Mollenhauer zum Gedenken. Von Werner Flehsig	90
Neues heimatliches Schrifttum	30, 64, 93
Inhaltsverzeichnis des 63. Jahrgangs 1977 der „Braunschweigischen Heimat“	95